Daseinsproblem und Lebensgefühl im Werk Jakob Schaffners

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultät
der Philipps-Universität zu Marburg (Lahn)

eingereicht von

Heinrich Pälmer

geboren in Lippstadt in Westfalen

Marburg 1933

Druck: Heinr. Kramm, Lippstadt i. W.

Als Dissertation angenommen am 27. 7. 32

Berichterstatter: Prof. Dr. Maync

Tag der mündlichen Prüfung: 3. 8. 32

Gedruckt mit Genehmigung der Fakultät

Gliederung.

Vorfragen.

Daseinsproblem und Lebensgefühl im Werk J. Schaffners.

Literatur

W. Mahrholz:	Deutsche Literatur der Gegenwart. Berlin 1930.
R. Faesi:	Gestalten und Wandlungen Schweizerischer Dichtung. Wien 1922.
Oskar Walzel:	Vom neuesten deutschen Roman. Zeitschrift für Deutschkunde. 1926.
Wolfgang Goetz:	Vorwort zur Ausgabe von: „Die Weisheit der Liebe“ (Ausgabe der Deutschen Buchgemeinschaft).
Lyonel Dunin:	Vorwort zur Ausgabe des „Konrad Pilater“ im Sieben Stäbe Verlag. Berlin.

Abkürzungen

Der Kreislauf (Gedichte)	= G.
Der Dechant von Gottesbüren	= D.
Kinder des Schicksals	= Sch.
Die Weisheit der Liebe . . . . (zit. nach der Ausgabe der Deutschen Buchgemeinschaft)	= W.
Das Wunderbare	= Wu.
Das große Erlebnis	= E.
Der Mensch Krone	= K.
Die Jünglingszeit des Johannes Schattenhold .	= J.
Ihr Glück, ihr Elend. Drei Frauenromane . .	= Gl.

I.

In der Betrachtung des Daseins und im Ergriffensein vom Lebendigen vollzieht sich das Denken des Dichters. Beides muß zur Geltung kommen, wenn wir von dem Wesensgrund, aus dem die Dichtung Jakob Schaffners lebt, sprechen wollen. Die Probleme, die sich im ruhenden Sein anbieten, und die Gefühle, die das werdende Sein vermittelt, sollen also dargestellt werden. Von Daseinsproblem und Lebensgefühl wollen wir reden.

Damit ist schon gesagt, daß es uns nicht auf die Weltanschauung des Dichters ankommt, daß wir die Dichtung nicht untersuchen, um ein philosophisches System mit prägnanten Begriffsbildungen herauszuarbeiten; vielmehr wird versucht werden, eine Interpretation dessen zu geben, was sich im Selbstbewußtsein der in der Dichtung handelnden Gestalten vollzieht. Einzelne Spekulationen des Dichters werden darum nur herangezogen, wenn sie für dieses Selbstbewußtsein zeugen können, wenn sie also das Dichterische, das zum Ausdruck kommen soll, verlebendigen und anschaulicher werden lassen.

Didaktisches, Vorträge,[1]) die Schaffner gehalten, Mahnungen an den Menschen der Gegenwart,[2]) die er niedergeschrieben hat, sind darum weniger beachtet worden. Es wurde versucht, möglichst nur die Dichtung zu Wort kommen zu lassen.

Sie spricht sich naturgemäß am klarsten in den Gedichten aus. Doch sind die eigentlichen Probleme, die zu dieser Dichtung führten, am besten in den Romanen zu erkennen. Diese zeigen auch, daß die verschiedenen Strömungen, die das Werk Schaffners beherrschen, schon von Anfang an vorhanden sind, daß sie sich langsam klären und vereinheitlichen.[3]) Wir erwähnen als besonders wichtig die Romane: „Die Weisheit der Liebe“, „Das Wunderbare“, „Das große Erlebnis“, „Der Mensch Krone“, „Ihr Glück, ihr Elend.“ Der Entwicklungsroman „Die Jünglingszeit des Johannes Schattenhold“ ist uns vor allem dadurch wertvoll, daß er, wie wir glauben, den Durchbruch Schaffnerschen Lebensgefühls zur Darstellung bringt.

---

[1]) Der Charakter des Künstlers. Zeitschr. f. Aesthetik, Bd. 19, S. 148. Der große Austrag. Berlin 1917.

[2]) Die Predigt der Marienburg. 1931.

[3]) s. das Selbstzeugnis des Dichters, in „Der lachende Hauptmann“ S. 58. Wir dürfen die Dichtung als einheitlich ansehen.

II.

An Literatur über Schaffner fand sich ein Aufsatz von Walzel „Vom neuesten deutschen Roman",[4]) der die Probleme der Arbeit weniger berührt. Anregend war dagegen das Vorwort, das zum Roman „Die Weisheit der Liebe"[5]) von Wolfgang Götz geschrieben wurde. Die Darstellung Faesis[6]) ist schon 1922 verfaßt, berücksichtigt also die späteren Werke des Dichters nicht. Sie ist aber wichtig, weil sie Aufschluß über die Herkunft gegensätzlicher Gedanken im Werke gibt, weil sie auf das polare Ineinander von Heimat und Ferne, Heimaterde und Großstadt, Deutschtum und Schweizertum hinweist.

III.

1. Unsere Aufgabe ist demgegenüber, das **Leben in der Dichtung** zu suchen, hörbar zu machen, was mit Gestalten und Ereignissen der Dichtung gesagt werden soll. Was wir wollen, können wir mit den Worten E. Ermatingers ausdrücken, der in einem Aufsatz: „Probleme in der neueren deutschen Epik"[7]) folgendes ausführt: „Alle Dichtung ist künstlerischer Ausdruck geistigen Lebens durch das Wort. Je größer . . . das Leben ist, um so größer auch die Dichtung, die aus ihm hervorgeht." „Alle große Epik . . . . lebt — wie alle große Dichtung überhaupt — vom Problem." Wir wollen das Problem, das der uns vorliegenden Dichtung zu Grunde liegt, entwickeln, wir wollen die Deutung, die der Dichter dem Leben Leben gibt, erarbeiten.

2. Um das richtig zu erfassen, müssen wir auf einige **Voraussetzungen** hinweisen, ohne deren Beachtung die Aufgabe nicht erfüllt werden kann. Wir müssen wissen, daß Schaffner das Leben nicht als Statisches sieht, daß er es nicht durch Herausstellung allgemeiner Werte, etwa eines Charakters oder eines Typus beschreiben will, sondern, daß er es als ein **Dynamisches** begreift, daß es ihm als durchpulst von verschiedenen Kräften und Empfindungen erscheint. Als herrlichstes Symbol solchen Lebens begegnet uns das Bild von „Fels und Wolke" (Gedichte S. 56)

„Zu Häupten Blitze, unter ihm die Nacht.
Gestirnte Ferne, fruchtbar tiefes Liegen.
Und ihrer beider Raum erschaffend Siegen:
So ist's ergriffen und so wird's vollbracht."

Darin ist also das Leben beschlossen und darin sind wir eingefangen. Wir können nur in „Glühen und Bangen" (G. S. 7)

---

[4]) Zeitschr. f. Deutschkunde 1926.
[5]) Ausgabe der deutschen Buchgemeinschaft.
[6]) Gestalten und Wandlungen Schweizerischer Dichtung. Wien 1922.
[7]) Zeitschr. f. Deutschkunde. 1926. S. 101 ff.

solch ewigem Weben gegenüberstehen und in abwehrender Sehnsucht dürfen wir es „zart bedroht“ und „hart entzückt“ [8]) empfangen. Als „Gewährung“, als „Beglückung“, als „Ueberfall“ [8]) können wir uns das Leben schenken lassen, werden wir vom Kraftfeld des Lebens, in dem das Unberechenbare treibend tätig ist, ergriffen.

Damit wäre nun freilich eine Möglichkeit zur Erfassung dieses Lebens in der Darstellung noch nicht gegeben, wenn es nicht Richtungen, Verbindungen, Festigkeiten in diesem letzthin Unberechenbarem gäbe, die einen gewissen „Bestand“ (G. S. 14) gewährleisteten und an denen wir teilhaben. Das Gedicht „Fels und Wolke“ schließt mit einer Strophe, die uns diesen Gedanken nahebringen kann:

„So blüht der Tod, und Schicksal reift ergrimmt.
Das Leben steigt, und Untergänge sprießen.
Der Liebe und des Blutes Ströme fließen,
Und alles ist durch deinen Blick bestimmt.“
(G. S. 56).

Im Menschen ist eben alles zusammengefaßt, und jede Gestalt in unserer Dichtung hat infolgedessen Bedeutung für den Dichter, insoweit Leben in ihr ist, soweit Strömungen des Lebens sich in ihr offenbaren. Als sein eigener „Weltgeist“ (G. S. 65) hat der Mensch die seinem Leben entsprechende Gestalt zu suchen. Und er geht, um diese Aufgabe zu erfüllen, einen Weg, der auch den Gedankengang unserer Darstellung weithin bestimmen soll.

Von einem geheimen Mitweben mit der Natur, von seiner „Heimat“ geht er aus (G. S. 18), von ihr weiterdrängend erhebt er sich zu jenem „Streben“, das ihm befiehlt, sich am Weltgewebe hinaufzuleben, sich dem „All“, dem großen Irrationalen, anzugleichen.

3. Der Gedanke dieser Entwicklung ist in der dynamischen Auffassung der Welt schon gegeben. Auch eine besondere Art der Lebensgestaltung, die für manche Teile der Darstellung wichtig werden wird, ist damit vorausgesetzt. Schaff-

---

[8]) Die „Durchwitterung“ (G. S. 72) der Empfindungen, die Darstellung des Eigentümlichen in der „Erschütterung“ (G. S. 72), die den Menschen trifft, sucht der Dichter gern durch Zusammenstellung solcher, ihrem Inhalt nach scheinbar entgegengesetzter Worte (G. S. 115) zu kennzeichnen. — Daß alles, was uns zuteil wird, letztlich Gnade ist, bringt er gern durch die Verwendung der Endsilbe — ung zum Ausdruck (G. S. 47 f. oben), die nicht nur verwandt ist, um einen gewichtigen Endreim zu erhalten. Vielmehr hebt die Endung hervor, daß das, was das Wort enthält, nicht durch den Menschen geschieht, daß es ihm gegeben wird. — Wir erwähnen diese Dinge an dieser Stelle, weil sie auf die Verbindung von Gehalt und Form, wie sie für den Dichter charakteristisch ist, hinweist. Wir können im übrigen auf Fragen der Stilistik nicht eingehen.

ner erhöht das Leben nicht; er gibt aber in seinen Gestalten feinste Zusammenfassungen jener Strömungen, von denen eines Menschen Leben erfaßt werden kann; er läßt nur das Lebendige reden und streicht alles, was unlebendig ist, was das Leben hindert. Nicht als „Arbeiter", sondern als Ausdruck alles dessen, was ein Mensch seiner durch Zufall oder Notwendigkeit bestimmten Lebenslage wirklich erlebt, wird Felgentreu dargestellt. Und im ganzen Sein eines Menschen, in jedem seiner Einzelzüge, erscheint dasselbe Leben wieder. Eins und einheitlich in äußerlich Körperlichem und zutiefst innerlichem Erleben sind darum fast alle Männer und Frauen, die wir in der Dichtung dargestellt finden. Otto Eberhards eigenwillige, blonde Locke und der Liebesflaum im Nacken der Adele Lämmerschütz, Kuno Wudrichs schmales Profil und Felgentreus brausende Fassade — all dies ist nur Zeichen einer tiefer gegründeten, ganz besonderen Eigenart männlichen oder weiblichen Wesens. Wir werden auf solche Einzelheiten nicht näher eingehen können. Doch helfen uns diese Beobachtungen dazu, zu verstehen, daß Schaffner in seinen Gestalten einen Erlebnisinhalt verkörpert, den wir herauszuarbeiten haben, daß er also z. B. das Frauliche in der Frau,[9]) daß er das Männliche im Manne stärker hervorhebt und daß er in beiden schon das All beschreibt.

Daseinsproblem und Lebensgefühl im Werk J. Schaffners.

I. Die Frau.

Daß wir in der Arbeit gerade mit der Darstellung von Mann und Frau beginnen, ist also kein Zufall. Der Ausgangspunkt für alles Folgende[10]) ist darin gegeben.

1. Ueber den entscheidenden Gehalt jedes Frauenlebens kann nun zunächst kein Zweifel sein. Das Verlangen zu „empfangen, (zu) tragen (und zu) gebären" beherrscht das Leben der Frau, bestimmt ihr Wesen. Das Tiergewimmel, das Karoline Wudrich umgibt, zeugt ebenso eindringlich für ihre unbezwingbare Sehnsucht, Mutter zu sein, wie die Tränen,

---

[9]) Die Darstellung muß das noch stärker herausarbeiten. Sie kann die verschiedenen Uebergänge zum „Männlichen" nicht beachten.

[10]) Die Darstellung der Ethik und der Religiosität. — Das Thema gewinnt in jedem dieser drei Abschnitte wieder einen neuen Ausdruck. Es wird einmal wesentlich als Anschauung, dann als Aufgabe, schließlich in der Haltung des Menschen beschrieben werden. Auf diese Art soll ein geschlossener Eindruck erzielt werden. Eine „Einordnung" des Dichters in die Zeit" wird die Darstellung abschließen.

die ihr beim Anblick spielender Kinder in die Augen treten (E. 325). Schwesterlich und etwas neidisch erlebt sie Leid und Glück der Katze mit, die in ihrer Schürze vier Junge zur Welt bringt (E. 108). Die kleine Szene stellt die Schicksalsverwandtschaft der Mutter im Menschen und der Mutter im Tier so recht anschaulich dar. Sie läßt uns ahnen, daß die Frau im ganzen Leben tierhafter und triebhafter, daß sie ihrem Blut hingegeben lebt. Die Aufgabe zu gebären, Leben weiterzugeben, sich ihm liebend zu verbinden, gibt dem Sein der Frau Erdgeruch und Naturnähe. „Auch die Keuscheste erhebt sich manchmal .... in die Welt des Blutes, die ja eigentlich ihre Heimat ist" (W. 49). Denn letzten Endes entscheidet das Blut, entscheidet das Tierhafte, Witternde in der Frau über den Wert der Dinge, die ihr begegnen. „In den Hüften wiegend und nach Mannheit und Reife duftend", — so lebt Felgentreu in der Erinnerung Almas, so lebt eigentlich jeder Mann im Fühlen und Denken der Frau, die, von ihm „aufgescheucht", zu leben und zu lieben beginnt. Denn jede Frau, die echt sein will, sagt „ganz tief drinnen, wohin ihr Gehör kaum" dringt, einmal „leise und fest zu sich selber: Ich bin ein Geschlechtswesen . . . Ich will lieben" (E. 154).

„Die Frau", sagt Kuno Wudrich, „liebt mit dem Körper, der Mann mit dem Hirn" (E. 149). Die Frau denkt auch körperverbunden, erdverhaftet, instinktiv. Die Mädchen, die zur Bescherung ins Pfarrhaus kommen (D. 213, 214), werden ihrer Aufgabe viel eher gerecht als die Knaben. Ohne die Situation genau zu erforschen, gerade weil sie sich nicht erst lange Ueberlegungen machen, treten sie sicher, naturhaft und echt auf. Auch Frau Tribius läßt sich durch Einwände des Verstandes nicht aus dem Konzept bringen. Mit einem „Ih, du Philosoph" schiebt sie unbekümmert auch wohl überlegte Einwände ihres Sohnes zur Seite. Ohne mit ihrem schroffen Protestantismus abzurechnen, ohne einen Strich unter ihr Leben zu setzen, mit dem sie sich selbst verurteilen müßte, wendet sie sich nach dem Erlebnis mit Holsten dem Gedankenkreis der Antike zu, in dem sie Heilung findet. Freilich geht sie auf Wegen, die man „nur nachtwandelnd gehen kann, weil bei Tag der erste Schritt zu einem Fall werden müßte" (Wu. 242). Aber sie findet so die Einheit zweier Welten, die der Sohn vergebens erstrebt.

Denn die Frau hat diese Einheit eigentlich schon von Natur. Yvonne Leleu, die von den Männergedanken der Verantwortung oder des Gesetzes nicht geplagt wird, denkt eigentlich garnicht; was sie zu tun hat, weiß sie schon, bevor sie es überlegt. Echt weiblich ist ihr Denken und Fühlen, Denken und Handeln eins. Das eine ist der Ausdruck des anderen. „Aufrecht, rasch und lachend kam sie zu Henry unter den Rosmarienbusch" (Gl. 114). Nie wird sie dem Gedanken Raum geben können, daß es un-

recht war, zu lieben. Denn Lieben und Denken war ihr eins; nur liebend konnte sie denken, konnte sie leben.

Ein reflektierendes Zergliedern der eigenen Lage gehört also nicht eigentlich zum Wesen der Frau. Während „der Mann denkt, um ein berechtigtes Behagen zu zerstören, beginnt die Frau erst damit, wenn sie die Störung zu bemerken beginnt" (E. 152). Die Unruhe veranlaßt Karoline, ihr Tun zu überprüfen. Sie beweist sich damit, daß irgend etwas in ihrem Leben nicht mehr stimmt.

Nicht aus solchem Denken, sondern aus Tieferem, Unbewußtem entspringt das Handeln der Frau. Als Alma zu der Verantwortung, die ihr Meta aufgeladen hat, noch die Schuld für den Tod ihres früheren Verlobten auf sich nehmen soll, da bricht unvermittelt heißer Haß gegen die ganze Familie Lippke in ihr auf. Ihr tierhaft triebhafter Daseinswille schafft die Kräfte, die ein Mann durch Denken und Zergliedern der Umstände gewonnen hätte. Die Frau handelt also nicht eigentlich, sie reagiert. Sie vertraut sich dem Schicksal an oder vielmehr: sie überläßt sich dem Kraftfeld des Lebens, vertrauend auf die Kraft, die in ihr wächst, wenn eine feindliche Macht erscheint und wartend auf den Magneten, der ihr zugeordnet ist und sie mit unwiderstehlicher Gewalt an sich zieht.

Die Irrfahrt der verzweifelten Frau Ilse ist ein eindringliches Symbol für dieses echt weibliche Sich-treiben-lassen, für diese vertrauensvolle Hingabe an das Schicksal (Sch. 143). Nicht sie allein, jede Frau hat etwas vom „abenteuernden Weibchen", wenn sie in Gefahr kommt. Jede Frau wartet wie sie auf eine Macht, die sie rettet. Denn dieses Sich-treiben-lassen ist tiefes Bedürfnis und geschieht nicht nur aus Not. Sogar Elise Hermann gibt dieser Sehnsucht nach (Gl. 199). Je mehr sie liebt, je mehr der Mann ihr die Verantwortung abnehmen kann, je mehr kommt sie „ins Treiben".

2. Wir treffen hier auf einen Wesenszug, der so recht beweist, daß die Frau in ihrer unberechenbaren Naturhaftigkeit angewiesen ist auf die formende, erlebnisgebende Kraft des Mannes, der ihr Denken bestimmt und der dem Schicksal Entscheidungen abzuringen vermag, der also Sicherung bedeutet.

Frau Ilse wartet während ihrer ganzen Irrfahrt unbewußt darauf, daß Schorrmann kommen und sie retten werde. Karoline erhofft alles von der Auseinandersetzung der Männer, die sie mit letzter Kraft herbeiführt. Und wohlig blickt sie nach der gefallenen Entscheidung wieder im Besitz ihres Mannes auf die Zeit zurück, da es sie „manchmal" „weiß Gott wohin" zog (E. 475).

Im Sich-treiben-lassen ist der Frau Ruhe und Unruhe zugleich gegeben. Der ewige Wechsel beider wird gewährleistet

durch die Begegnung mit der Kraft des Mannes, die Sicherung sein soll, aber auch Drohung. Erst diese ermöglicht es dem einheitlichen, erdverhafteten Sein der Frau, erschüttert, „durchwittert" zu werden. Sie macht es möglich, daß die Frau im naturbedingten Sich-treiben-lassen wirklich Unruhe, wirklich Anschluß an die „Ströme, die fließen" (G. 56), gewinnt. Auf die drohende Naturkraft des Mannes ist die Frau angewiesen. Seine mächtige Hand will sie spüren. Hilde Oppen begegnet dem einbrechenden Holsten in „echt weiblicher Wehrlosigkeit" (Wu. 193). Karoline läßt sich von Eberhards drohender Kraft besiegen, und Alma stellt an jeden Mann, den sie kennt, die Frage, ob er ihr gefährlich sei, ob er ihr als Drohung begegnen könne (W. 49). Sie muß notwendig dem siegesgewissen Eroberungswillen Felgentreus weichen. Nur seiner Kraft kann sie ihr treibendes Leben anvertrauen. In seine Hand darf sie ihr Leben legen.

Denn der Mann soll ja nicht nur erschüttern, er soll der Frau in der Erschütterung Form geben und Gesetz. Darum verlangt die Frau einen Mann, „der seine Sache schmeißt" (E. 195), eine Persönlichkeit, an derem sittlichem Willen nicht zu zweifeln ist. Irre geworden an Kuno Wudrich fällt Karoline Eberhard zum Opfer, während Frau Tribius an ihrem eigenen Weltbild zu zweifeln beginnt, als ihr in Holsten eine ganz andersartige Auffassung vom Sittlichen entgegengetreten ist. Unbewußt unterwirft sich diese scheinbar so gefestigte Frau zuletzt doch seinem Einfluß. Ohne ihn würde sie zu Italien, würde sie zur Antike kaum ein so lebendiges Verhältnis gewonnen haben.

Freilich konnte Holstens Wille erst nach seinem Tode Macht über sie gewinnen. Frau Tribius hatte sich, wie jede Frau, der der Mann nicht Autorität ist, einem äußeren Gesetz unterworfen. Die herrschende Religion, das Gesetz, dem sich Frau Tribius unterwarf, machte den Bund zwischen ihr und Holsten unmöglich. Der Konflikt der Gesetze verursacht seinen Tod und den ihren. Auch Meta zerstört ihr Glück, weil sie sich nicht dem Gesetz des Mannes, sondern der Kirche unterwirft. Weil sie verantwortlich sein wollte, weil sie in Felgentreu ihren „großen Jungen" sah, geriet sie ins Verderben. „Wehe den Frauen, die sich des kategorischen Imperativs hellsehend und leidenschaftlich bemächtigen" (Wu. 45). So in Größe, so ohne Halbheiten, aber eben nicht männlich, nicht souverän, sehen wir diese beiden Frauen das Gesetz vertreten. Sie zerstören ihr Glück, weil sie etwas leben, was sie nicht sind, weil es ihnen nicht möglich ist, durch Hingabe zu ihrem Sinn, ihrer Eigentlichkeit zu gelangen. Denn nur einer organischen, nicht einer systemgebundenen Autorität, darf sich die Frau unterwerfen. Jedes andere Gesetz vernichtet ihre Echtheit und damit ihre Freiheit.

Die Frau ist also auf den Mann angewiesen, wenn sie durchwittert, wenn sie gesichert, wenn sie gefestigt sein will, mit einem Wort, wenn sie frei sein will. Ihre Haltung im Kampf der Geschlechter muß von hier aus entwickelt werden.

Das Bedürfnis, begehrt, erobert zu werden, wird Inhalt und Erfordernis ihres Lebens sein. Das ist nach dieser Voraussetzung selbstverständlich. „Das Urweib, . . . das geliebt und begehrt sein will, das Wirkung braucht . . ., Mannesrausch", entdeckt Wudrich in der Massary. Er begreift, „daß in dieser . . . jede andere Frau enthalten" ist (E. 237). Er ahnt vielleicht, daß auch seine Frau begehrt sein will, daß sie darum ihren Kampf mit ihm führt.

Denn in der Anerkennung ihres Wertes gewinnt die Frau das Recht, selbstbewußt zu sein. Selbst dem Manne verfallen, muß sie sicher sein, daß auch dieser fest an sie gekettet ist. „Wenn wir einander gehören sollen, so muß es ein Sieg für mich sein" (Wu. 301); das ist Hilde Oppens feste Ueberzeugung. Erst muß der Mann überwunden, erst muß der „Mädchentriumph" genossen sein, ehe der „Männertriumph" zu seinem Rechte kommen kann (E. 107). So nur kann die Frau dem Manne „stolz verfallen" sein und so „ewig neu" werden in der Kraft seiner werbenden Liebe (G. 84).

In der Eroberung gewinnt die Frau ihre Ueberlegenheit, und sie behauptet ihre Selbständigkeit auch weiter im Vertrauen auf ihr natursicheres Empfinden. Ohne die Abhängigkeit vom Denken des Mannes zu verleugnen, gestattet sie sich doch ein leichtes, zweifelndes Abrücken von seinem unaufhörlichen Planen. Sie spottet gern über sein Bemühen, der Natur mehr abzugewinnen, als sie geben will. Yvonne Leleu vergißt über die lächerlich unverschämte, jedes Gesetz außer Acht lassende Unternehmung ihres Geliebten die gefährliche Lage (Gl. 127). Halb stolz, halb spottend, halb der Komik des Augenblicks hingegeben, muß sie einfach lachen. Auch Hilde Oppen, dies Geschöpf wirklich echter, „welttümlicher Freiheit" spottet wehmütig über die von keiner Erdenschwere belasteten Ideen ihres Verlobten (Wu. 185).

Erdgebundenes Sein und Gestaltung suchende Idee stehen sich so gegenüber. Der tiefere Gegensatz männlichen und weiblichen Seins kommt hier zum Ausdruck. Fühlt sich die Frau dem Dasein, der Natur anvertraut, so tritt dem Manne in der Welt die Aufgabe entgegen. Der Wille der Frau, allein schon etwas darzustellen, darf und kann sich also durchsetzen. Aber freilich ist sie nicht auf die Unterscheidung, sondern gerade auf die Verbindung der Geschlechter angewiesen. Ist es ihr möglich, diese Verbindung zu erkämpfen? Karoline gelingt es. Kuno will und kann sie nicht entbehren. Als ihr Besitz

auf dem Spiele steht, hat er plötzlich Zeit, sich ganz seiner Frau zu widmen. Barbara (K. Pilater) geht im Kampfe zu Grunde. Konrad ist zu jung und das Locken der Fernen zu mächtig. Er muß diesem Werben folgen. Was das Sehnen der Brust verlangt, muß geschehen. Siegt die Welt in dem Kampfe, der im Innern des Mannes ausgefochten wird, so hat die Frau verloren. Kämpft die Frau daher noch so beharrlich und unbedingt, setzt sie gleich alles im Kampfe um ihr Dasein ein, letztes Mittel und letztes Ziel ist schließlich doch einfach ihre bedingungslose Hingabe.

Katharina ist trotz ihres grausamen und unerbittlichen Ringens mit Eberhard schließlich darauf angewiesen zu bitten und zu flehen. Er darf sie gebrauchen, wie er will, kann sie töten, kann sie wegwerfen, wenn sie ihn nur eine Nacht in ihrem Besitz gehabt hat (E. 72). Stolz, gerade in ihrem Verfallensein, will sie sich verderben, wenn sie ihre Bestimmung gefunden hat. „Schwer von Liebe, Wein und Schicksal", „schwer und heiß und weich" sinkt die Frau dem Manne zu (E. 288). Immer wieder verwendet Schaffner diese Worte. Wie ein Gewicht, das nur die eine Sehnsucht hat zu fallen, einzutauchen, fällt die Frau in den Mann hinein. Mag er mit ihr machen, was er will (E. 288). Wir verstehen es also, daß Alma ihre „Tage nur halb lebte", daß sie „von nichts wußte als von Sehnsucht nach ihm" (W. 277).

Denn die Frau stellt in ihrer Hingabe Ansprüche. Wird der Mann sie erfüllen? Die Frau weiß, daß der „Männerlärm", den Karoline haßt, daß der Freiheitswille, den Alma fürchtet, seine Rechte hat. Sie weiß, daß sie den Entscheidungen des Schicksals letzthin machtlos gegenübersteht. Aber gerade deshalb vermag sie dem Unglück, das ihr begegnet, groß und überlegen gegenüberzutreten. Kann sie den Mann nicht wirklich besitzen, so gibt sie ihn entsagend der Ungebundenheit zurück. So ungebunden und jung uns Alma entgegentritt, als sie glaubt Felgentreu aufgeben zu müssen, spricht sie ruhig und „mit einer an ihr unerhörten Weichheit" ihren Verzicht aus. „Wenn es dir hier . . . . nicht gefällt", sagt sie, „so wird dich niemand halten. Das ist ja alles nicht schön für einen Mann, der die Freiheit liebt.

3. Diese ergebene Bereitschaft zu leiden, enthüllt das Lebensgefühl der Frau. An die Natur gebunden, dem Manne bestimmt, ist sie beherrscht vom Gefühl des Schicksals, vom Willen zum Opfer. Im Bewußtsein zu helfen gewinnt sie die Möglichkeit, dem Streben nach Hingabe reinsten Ausdruck zu verleihen. Als schönster Zug wird darum immer wieder der Wille der Frau gepriesen, für andere da zu sein, zu leben oder sogar zu sterben. Alma denkt, als sie in tiefer Verzweiflung auf der Brücke steht: „Ich kann noch um ihn ins Wasser gehen" (W. 267). Und Magda will ihr kleines Vermögen für

das Fortkommen des Johannes Schattenhold einsetzen, ohne darauf rechnen zu können, ihn einst zu besitzen (J. 286). Sie hat nur den stillen Ehrgeiz, dem Geliebten die Möglichkeit zu geben, in der großen Welt zu wirken; sie will so an seinem schöpferischen Dasein ihren kleinen Anteil haben.

So wird verständlich, daß die Frau sich selbst viel schicksalsgebundener sieht als der Mann. Sie ist in ihrem Sein kreatürlicher, sie urteilt instinktiv und überläßt sich im Handeln den witternden Sinnen ihrer Natur. Gesetz ist ihr der Mann, dem sich hinzugeben und sich vielleicht sogar zu opfern, Sinn und Zweck ihres Lebens ist. Innerlich dem Irrationalen ihrer Natur, äußerlich dem Gesetz des Mannes unterworfen, trägt sie Schicksalsschläge, weil schicksalhaftes Erleben zu ihrem Frauentum gehört, geduldiger und spannkräftiger. Der Mann ist aus hartem Material, das bricht, wenn es zu stark gebeugt wird. Die Frau ist wie eine weiche Feder, die sehr, sehr weit von ihrer Normallage entfernt werden kann, ehe sie ihre Elastizität verliert. Man denke nur an Frau Tribius, deren ganzes Leben ein Leiden und Kämpfen ist. Der Mann kann zerbrechen im Leid; die Frau wird gerade „gütig . . ., wenn sie ihre wildesten Schmerzen verbirgt“ (E. 351). Immer im Glauben, getrieben oder „abgetrieben“ (Wu. 224) zu werden, muß sie verzichtend sagen wie Hilde Oeppen: „Es gibt keine Freiheit.“

II. Der Mann.

1. Ganz anders der Mann, der sich als Zeugender, Schöpfer, Herr der Dinge betrachtet: Er betont gerade Freiheit und Wahrheit. Man denke nur an Felgentreu oder Tribius, dessen „Leitgedanke ... die unbedingte Freiheit und der Anspruch eines jeden auf das Vertrauen der anderen ist“ (Wu. 217). Mit diesem Leitgedanken glaubt er jedes Problem meistern zu können. „Von einem Unerklärlichen“ (Wu. 223) weiß er nichts. So erklärt sich sein Glaube an die Möglichkeit, die Wahrheit in den Dingen erforschen und ergreifen zu können. Wie er im Urteil, so glaubt Eberhard, im Handeln die Dinge zwingen zu können und vor allem zwingen zu dürfen. Er kennt nur seine Freiheit, keine Gebundenheiten und fühlt sich so als konsequenter Egoist (Streit mit dem Professor). Holsten dagegen weiß wohl von der Dämonie seines Innern, aber auch er glaubt, die Natur mit Gewalt niederhalten zu können und ist bereit, „jeden in die Pfanne zu hauen, der ihm auch nur mit einem Blick seine Qualifikation andeutete“ (Wu. 101).

Dieses Herrenhafte und Gewalttätige, das in den „fressenden Blicken“ und „unterminierenden Worten“ Holstens und Eberhards zum Ausdruck kommt, unterscheidet den Mann am

stärksten von der Frau. Gerade daran vermag sie also den Mann am besten zu erkennen, und so will sie ihn haben. „Wenn es nach mir ginge“, sagt das Fräulein in „Schloß Kemmerow“ zu ihrem Bruder, „würde ich mich um nichts kümmern und rücksichtslos handeln wie die andern, würde das Haus mit Kindern bevölkern . . . mit Fäusten- und Herrschernaturen und ob zwei oder sieben Frauen ins Gras beißen müßten . . .“

Eine rücksichtslose, übersteigerte Männlichkeit, die auf den Willen der Natur keine Rücksicht nimmt, wird hier gepriesen. Aber die Natur läßt sich nicht verspotten. Sie verdirbt die Frau, die unorganischen Gesetzen ihr Leben anvertraut; sie bindet den Herrenhaften an ihre Gesetze, oder sie bringt ihn um. Holsten geht an seiner „edlen Unersättlichkeit“ zu Grunde. Eberhard dagegen erkennt in der Begegnung mit der reifen Männlichkeit des Professors die Gebundenheit auch des Mannes und entdeckt Atlantis, die Urheimat der Menschheit, der er sich nun verbunden weiß. Echnaton, das Zeichen seines Ichwillens, ist besiegt (E. 472). Tribius braucht zwar den Ichwillen nicht mehr zu besiegen; er weiß, daß es sinnlos ist, Hilde einfach zu erobern, wie die Mutter verlangt; aber er glaubt doch, daß alles durch einen Entschluß von ihrer Seite zu erledigen sei. Erst spät sieht er ein, daß in allen Dingen die Natur wachsen muß, daß die Dinge reifen müssen. Er erkennt, daß alles durch sein Woher bestimmt ist, und er empfindet, wie sehr er selbst in seinem ganzen Wesen Nachfolger seiner Mutter ist (Wu. 320). Er erlebt so seine Verbundenheit, kommt dazu, statt der Wahrheit die Wirklichkeit zu suchen und seine Wissenschaft auf seinem persönlichen Sein aufzubauen, Praxis und Theorie zu vereinigen, wie es Hilde Oppen schon früh von ihm verlangte. (Wu. 328 etwa).

Der Mann kann also zu einer Geschlossenheit erst kommen, wenn er sich auf den Boden stellt, der ihm in seiner Natur oder in der Natur überhaupt gegeben ist. Auf ihr aufbauend, unter ihren Voraussetzungen kann er den Kampf beginnen. Wohl können wir die geistige Zeugung preisend sagen wie Holsten: „Verhältnisse werden in der Seele geschaffen“ (Wu. 111), aber wir dürfen nicht wie Holsten die natürliche Zeugung verkleinern. „Deutlich ist unsere Abstammung vom Tier allemal. Undeutlich, aber ebenso mächtig äußert sich der Geist“ (Wu. 304). Der Mann, der Träger des Geistes ist, Schöpfer, ist es doch in seiner Verbindung mit der Natur, Felgentreu hat diese Verbindung. Bei all seinem Freiheitswillen weiß er vom Schicksal. Er kann sich, anders als Julius, „fürchten“ (W. 72), wie jeder, der um das Irrationale des fließenden Lebens weiß, und er hat darum „größere Schwermut im Leibe“ (W. 180) als seine Frau, die sich auf die Kirche

verlassen kann. Ist er trotzdem begeisterter Künder der Freiheit, so ist er das in dem Glauben, daß der Mensch etwas an sich reißen, zu seinem Eigentum machen kann, wenn er „die aufrichtige Liebe und dann noch den rechten, starken Glauben“ hat (W. 120); denn, „was der Mensch durch seine tiefsten Kräfte an sich bringt, das gehört ihm“ (W. 121).

2. An und mit der Natur gewinnt der Mann sein eigentliches, *schöpferisches* Sein. So erarbeitet er sich das sichere Ruhen in sich selbst, den *Ausgangspunkt* für seine Aufgabe in der Welt, die wirkliche Herrenhaftigkeit, wie Felgentreu, der „den Teufel nach seiner Würde fragte“ (W. 47), aber sie eben deshalb hatte; so gewinnt er das Vertrauen in die Natur, wird ein „*Weltkind*“ wie Felgentreu, der Alma „andächtig und in einer schülerhaften Art von Schönheitshunger“ (W. 26) betrachtet, der „schwungvoll“ (W. 129 etwa) im Denken und Handeln immer von der Sonne spricht (W. 34 etwa), immer die ganze Welt im Blick hat, der über „ein weites Herz“ (W. 103) verfügt. „Poussiert“ er „den braunen (Tontopf) ebenso wie den blauen“ (W. 103), so zeigt er sich darin echt männlich; denn „wir (Männer)“, sagt Kuno Wudrich, „lieben nicht, weil wir unsere Weiber haben, sondern wir haben unsere Weiber, weil wir lieben, und wenn wir heftig lieben, so lieben wir weit über sie hinaus.“

Der Mann liebt die Welt, die sein *Arbeitsfeld* ist, der Rohstoff, den er mit seiner schöpferischen Natur *gestaltet*. Da „die Weiber zu Verantwortung und Arbeit . . . nicht . . . . geschaffen“ sind (Wu. 45), ist ihm der ganze „Männerlärm“ überlassen. Für die Gesetze, für all die Freiheiten und Geistesschöpfungen seiner Ahnen hat er zu sorgen. Nicht in der selbstgegründeten Ruhe, nicht in der Kraft der Gegenwart, sondern im Blick in die Zukunft, in die Weite, in die Welt gewinnt der Mann seine Verbindung mit der Natur, gewinnt er auch seine Aufgabe.

Schöpferisch hat er die Natur, das Urgeschaffene, zu gestalten, schöpferisch muß er die Gaben der Geschichte, das Neugeschaffene, verlebendigen, muß es sich aneignen, muß es der natürlichen Bewegung des Weltgeschehens anpassen. Er ist wie Felgentreu, ein „verkappter Revolutionär“, auch in seinem Einzelleben, seinen ganz persönlichen Problemen.

Darum ist ihm seine Macht gegeben, darum muß er verantwortlich für alles, was im Reiche des Menschen geschieht, in dauerndem Kämpfen um die neue Gestaltung des Seienden, ringen um die *eigene Reife*.

Die Knaben, die Linde zur Weihnachtsfeier einlädt, sind sich in ihren Bemühungen, würdig aufzutreten, dieser *Aufgabe* schon bewußt (D. 213, 214). Dunkler, aber vielleicht tiefer noch erlebt der junge Schattenhold seinen Weg in die Zukunft. Die harte Männlichkeit seines älteren Freundes Bink

ergreift ihn, sodaß er ganz erfüllt wird von einer „Art Verehrung für ihn, für sein Alter und sein Mannestum . . . für seinen Grimm und sogar für die Härte in seinem Griff auf die Schulter“ (J. 146, 147). Johannes spürte wohl, daß der harte Griff Prüfung war, ob er im Lebenskampf sich selbst behalten und reifen würde. Denn bewußter als die Frau muß der Mann seinen Lebensweg gestalten. Wird die Frau entwurzelt, so irrt sie „abenteuernd“ umher; der Mann spürt, wenn er sich dem Wandern, der Landstraße, überlassen hat, seinen Schritt und darin Kraft und Rhythmus, ist bereit, sich der Zukunft zu bemächtigen (J. 421). Tatkräftig stürzt sich Otto Eberhard in alle revolutionären Systeme, die Heil versprechen, und tatkräftig sucht er schließlich das Erlebnis herbeizuführen, das ihn zum Manne macht.

Am weitesten in der Erfüllung dieser Aufgabe, am gereiftesten erscheint uns Kuno Wudrich. Felgentreu wird in seiner Sehnsucht zu wandern seines Mannesalters, in das er erst spät während des Zusammenlebens mit Alma „endgültig eintritt“ (W. 335), nicht recht froh. Er lebt stärker in der Natur, der primären Lebenssphäre, Wudrich mehr in der geschaffenen Tradition (E. 45). „Als Mensch von durchdringend arischem und christlichem und dazu noch preußischem Gepräge, umwittert von allen Lichtern des kategorischen Imperativs und des protestantischen Gewissens“ (E. 45), steht K. Wudrich aber diesem von ihm anerkannten wie Felgentreu der Natur autonom, als ein schöpferischer Souverän, nicht wie die Frau als Untertan gegenüber. Er kann vor dem Minister seinen Standpunkt vertreten, die jungen Umstürzler zuerst mal gewähren zu lassen. Er durchstößt die ihm vererbte Sittlichkeit in der Erkenntnis, daß Sittlichkeit und Sinnlichkeit aus einer Wurzel stammen. Sicher und frei tritt er Otto Eberhard gegenüber, besteht die Kraftprobe und läßt ihn, wie sicher die ganze Jugend, in der er tätig ist, an seiner Männlichkeit reifen.

3. Und doch stellt sich auch in ihm das männliche Lebensgefühl noch nicht ganz und umfassend genug dar. Das Recht der brausenden Natur, deren Symbol Felgentreu in seinen nicht zu bändigenden Locken mit sich herumträgt, wird erst im Laufe des Kampfes mit Karoline von ihm begriffen. Erst spät gibt er der „Weltsucht, (dem) Tatentrieb, (dem) Locken unendlicher Fernen“, die auch ihm die „Brust weit und eng“ machen (E. 100), nach. Er vermag in eine „Epoche der Verjüngung einzutreten, weil er „einen lebenskünstlerischen und also einen genialen Einschlag hat“ (E. 252). Er konnte vom Manne noch zum Jüngling zurückfinden. Felgentreu schreitet im Roman weiter vom Jüngling zum Manne. Beide werden sich am Ende ihres Weges ähnlicher. Weltsucht und Reife, Natur und Geschichte, Trieb und Gesetz sind in ihnen zur Einheit gekommen.

Aus der Natur stammt die schöpferische Kraft des Mannes, in der Natur wirkt sie sich aus. In dauerndem Ringen, Kämpfen und Reifen, in der Polarität von Männlichkeit und Jugendlichkeit gewinnt der Mann seine Gestaltung, gewinnt er ein Lebensgefühl, das triebhaft zum Wirken drängt, zu ewiger Bewegung.

III.

Ewige Bewegung charakterisiert den Mann. Das Ruhende in der Natur offenbarte sich in der Frau. Wir können versuchen, das Unterschiedliche beider in alledem, was ist, zu suchen. Das schon einmal zitierte Wort: „Deutlich ist unsere Herkunft vom Tier allemal, undeutlich, aber ebenso mächtig äußert sich der Geist" (Wu. 304) kann uns nicht ganz genügen, weil Geist und Schöpfertum nicht unbedingt gleichzusetzen ist. Immerhin können wir die Notwendigkeit beider für einander feststellen. Wir haben gesehen, daß das Schöpferische im Manne nichts ist ohne die Verbundenheit mit der Natur. Wir wissen, daß die Frau keine Sicherheit, keinen Lebenssinn findet ohne den Mann. Die Untersuchung des Gegensatzes von Mann und Frau hat uns also gerade auf die Einheit in der Polarität hingewiesen. Denken wir noch an den Traum der Karoline Wudrich, in dem „ihr alles Liegende weiblich erschien: die Ströme, Bahnen, Täler, Seen und Ebenen. Ein Turm, ein Baum, ein Berg, aber unbedingt männlich" (E. 325), so spüren wir, daß männliches und weibliches Prinzip im ganzen Leben herrschen, daß beide eine E i n h e i t darstellen, daß das eine nicht ohne das andere zu denken ist, als Ruhe und Bewegung, als N a t u r u n d s c h ö p f e r i s c h e r G e i s t. Beides wird uns in der Arbeit immer wieder begegnen. Aber da in den Abschnitten über Mann und Frau die Trennung beider Prinzipien enthalten ist, wird der Hinweis darauf weiterhin nicht bis ins Einzelne erfolgen müssen.

IV. Ethik.

1. Ein Wort, das das gesamte Lebensgebiet umfaßt, weil es die obige Polarität in sich enthält, können wir aufgreifen, wenn wir die Stellung Schaffners zur Ethik beschreiben wollen: „Selbst die Sittlichkeit ist ohne Sinnlichkeit undenkbar" (E. 238). Wagt man einmal, von diesem Wort aus die ethische Haltung des Dichters zu entwickeln, so kann man vielleicht sagen: Sittlichkeit ist nicht etwa ein Gesetz, das durch das gesellschaftliche Zusammenleben und dessen Notwendigkeiten entstanden ist. Es ist auch kein abstraktes Gesetz irgendwelcher Gesetzeslehrer, die es Schlüsse ziehend, von Hauptprinzipien ableitend, verstandesgemäß ermittelt hätten, sondern es hat seine Grundlage

im Trieb, aus dem die Sinnlichkeit stammt und zugleich das, was sie regelt.

Der Versuch, diese Gedanken in der Dichtung nachzuweisen, wird uns überzeugen, daß zunächst einmal Echtheit, daß ein naturreines Sichausdrücken dieses Triebes vom Menschen verlangt wird. Nicht nur Aufrichtigkeit, nicht nur das ehrliche Suchen nach Wahrheit, das Tribius charakterisiert, sondern ein Handeln, hinter dem der ganze Mensch steht, echtes Handeln ist gefordert.

Darin ist die Verwerfung jedes objektiven Gesetzes schon enthalten. Es ist die Ablehnung der Gesellschaftsmoral, wie sie Holsten in seinem Kreise entgegentritt, darin schon verlangt. Holsten erklärt mit Recht die typischen Vertreter dieser Schicht für verdorben. Jeden von ihnen hat die Tradition in ihren Bann gezogen, keiner ist er selbst. Doch nicht nur dieser Hochstapler, auch Tribius erklärt „Kirchen, Staaten, Klassen und Gesetze für Katakomben" (Wu. 264), und Kuno Wudrich antwortet auf die Frage: „Wozu bestehen denn alle diese Gesetze" mit den Worten: „Weil es wohl noch nicht genug Verwirrung gibt. Ich weiß bloß von menschlichen Grundbegriffen. Politik an Stelle von Persönlichkeiten lehne ich ab" (E. 125). Von hier aus erklärt sich der scharfe Kampf, der im Roman „Das Wunderbare" gegen alle die Gesellschaftsüberzeugungen geführt wird, die der Einzelne, ohne es zu wissen, in Wirklichkeit gar nicht hat, die er nur zu haben glaubt. Zu einer Szene im „Großen Erlebnis", in der die Menschen aus wirklicher Erschütterung heraus echt handeln, sagt der Dichter das Beste, was er über Menschen aussagen kann: „Sie waren plötzlich aus Bolschewisten (Doktrinären) in Menschen verwandelt" (E. 437). Die Doktrin, überhaupt das objektive Gesetz, wird also abgelehnt.

Damit ist aber nicht der Willkür, dem Egoismus, das Feld frei gegeben. Das wäre Kampf des Einzelmenschen gegen den Menschen in ihm überhaupt, gegen seine Natur, Emanzipation des Geistes vom Körper. Die reine Geistigkeit, die in dem schmalen Kopfe Echnatons zum Ausdruck kommt, deutet hin auf ein Dasein, das notwendig ichbestimmt und wurzellos nur kurze Zeit ein unnatürlich gesteigertes Leben führen konnte. Nur der unersättliche Egoismus, die irrende Geistigkeit Eberhards konnte den späten Sproß einer allzu fein gewordenen Kultur zum Ideal erheben. Ruhe und Sicherheit war bei dem klugen Aegypter so wenig zu finden wie Klarheit des Handelns.

Diese und also doch eine Art Gesetz findet der Mensch in sich selbst, insofern er mit der ganzen Natur verbunden ist und insofern der Wille der Welt in ihn hinein und durch ihn hindurchgeht. So ja nur kann eine Handlung echt sein.

„Was die Menschen nicht aus ihrem Herzen schaffen", sagt Felgentreu, „dabei ist kein wahres Leben" (W. 43), und Tribius glaubt, „daß jeder Mensch seine eigenen Vorstellungen von Sitte und Tugend hat" (Wu. 292). So hat der Mensch in sich ein sittliches Urteil und handelt infolgedessen als organisch mit der Welt verbundenes Wesen. Kuno Wudrich verliert nie das Ganze oder auch nur „die sozialen Rücksichten" aus den Augen, die Eberhard gar nicht beachtet (E. 319). Felgentreu weiß, daß ihm durch Alma Würde und Verantwortung zuwächst, und wenn er sagt: „Die Jungen drücken sich nun auch vor der Verantwortung mit ihrer Objektivität" (W. 112), so will er damit zum Ausdruck bringen, daß man nur in Anerkennung seiner Verbundenheiten, nur im Einsatz der vollen eigenen Person echte Verantwortung hat. Damit ist weder nach objektiven noch subjektiven Grundsätzen gehandelt. Vielleicht kann man sagen, daß in einer Verbindung beider, aus einer Einheit heraus gehandelt wird, die ihren Ursprung in der Natur hat.

Damit ist es uns möglich geworden, Schaffners Stellung zu Eros und Sexus darzulegen. Jeder echte Mensch wird beides als notwendigen Ausdruck seines Innern empfinden. Er wird sich zu beiden bekennen wie der Dichter Schorrmann, der in seinen Liebesliedern sich als ein Mann erweist, „dem nichts Menschliches fremd war und der seit einiger Zeit . . . wußte, was der Mensch zum Leben braucht. Das wurde in seinem von Sinnlichkeit beschwingten Vortrag so fühlbar", daß man „das Edelmütige in seiner Frivolität" empfand (Sch. 164). In derselben Einheit lebt Karoline Wudrich. Fühlt sie tief im Unbewußten: „Ich bin ein Geschlechtswesen", so wird doch ihre feine Gesundheit allen klar, als die englische Miß mit „Gliederwerfen" und allen Mitteln des „westlichen Zivilisationsgenius" ihren Nackttanz vorführt (E. 223). Gesundheit haben, d. h. die Einheit von Eros und Sexus, die ganze Natur, besitzen. Unnatur ist das eine ohne das andere: der Sexus ohne Eros, den Katharina Alexandrowna von Eberhard verlangt und der Eros ohne Sexus, den Ilja preist. Eberhard lehnt beides ab.

Er weiß, daß das eine nur im andern gedeihen kann, daß beides eine Einheit darstellt wie Mann und Weib, wie Geist und Blut, wie Natur und schöpferischer Geist. Ruhe und Bewegung, Gestaltung und Gestaltetes sind eng mit einander verwoben. Wer nur dem einen Recht über sich gibt, wird in unfruchtbarer Leere erstarren. Wer die Einheit immer wieder neu erkämpft, wird im Kampfe die Kräfte spüren, die hinter der Welt existierend, diese Welt bewegen. Wer will also sagen können, daß er wisse, wo in der Liebe das eine begänne, das andere aufhöre, wo sich das eine, wo sich das andere deutlich als eine in sich geschlossene Einheit darstelle.

Wolfgang Götz wird das empfunden haben, wenn er sagt, daß „Schaffner selbst die beiden Mächte nicht rein zu scheiden weiß“, doch unterliegt er dem Verlangen, beides zu trennen, wenn er sagt, daß an Schaffners Menschen „zwei Magnete“, „der Eros und der Sexus“, „ziehen und zerren“ (W. 9). Sollte er hier an den Kampf um die ethische Verpflichtung in der Liebe gedacht haben, so muß ihm entgegnet werden, daß diese sowohl im Eros wie im Sexus rufen kann. Sollte es aber anders gemeint sein, so wird betont werden müssen, daß Schaffner das Ineinander der beiden Mächte erstrebt und daß nur der Verlust der einen zu Gunsten der anderen Gefahr und Zerstörung bringt.

Nur gebrochene, unreife oder nicht zur Geschlossenheit gelangte Menschen unterliegen dieser Gefahr. Ilja vertraut sich aus Resignation dem reinen Eros an. Er gibt sich nur dem halben Leben hin und vermag daher tatkräftige Entschlüsse nicht mehr zu fassen. Malwa hat keine Verbindung mit der Natur; sie unterwirft sich gerade, weil sie sich dem reinen Geiste anvertraut hat, ganz der Gewalt des tierischen Sexus. Beide Gestalten werden als unfruchtbar vom Strom des Lebens abgetrennt. Sie geraten zuletzt in eine neutrale Sphäre.

Alle Gestalten, die dem Leben Rhythmus mitteilen, handeln aus der Einheit von Eros und Sexus. Linde ist zu der Hingabe, die den Geliebten rettet, fähig, nicht „weil sie den reinen Eros aufgibt“ (Wolfgang Götz), sondern weil sie schon ein innerlich einheitliches Lebensgefühl besitzt. Wie sie ist auch Felgentreu eine Persönlichkeit, die nicht einfach aus Sexus handelt (W. Götz).[12] Wir schrieben schon, daß er in seiner Ehe ein Dasein, das Verantwortung, Männlichkeit von ihm forderte, nicht fand. Wirkliche und ganze Erfüllung seines Lebens wurde ihm aber durch Alma zuteil. Hat er nicht „in gleichem Maß, wie sie sich zur jungen Dame entwickelte, aus sich einen Großstädter und Grandseigneur gemacht“ (W. 263), und kann er nicht sagen: „Mein Kissen habe ich heimlich geküßt nachts und wenn ich hörte, daß Metaken schlief, dann warf ich mich heimlich aufs Gesicht und weinte vor Liebe und Sehnsucht nach deinem Leben“ (W. 190). Eros und Sexus führen also Schaffners Menschen in dieselbe Richtung. Das Problem von Eros und Sexus ist auch ein Problem echten Handelns.

2. Ein solches Handeln muß nun freilich erkämpft werden. Nur ringend kann die Einheit ergriffen werden, nur ringend kann der Mensch seinem Leben den ihm entsprechenden Ausdruck geben. „Alle Gestalten (des Dichters) suchen“ darum, wie Wolfgang Götz sagt, „ihr Gesetz“ (W. 8.). Sie suchen nicht etwas Rechtliches, sondern etwas innerlich Notwendiges, den

---

[12]) W. 9 -- 10.

Rhythmus, in dem gerade sie leben müssen; sie suchen ihr „E i g e n l e b e n“. Ein Mensch, dem das nicht gelingt, der seinen „Liebeswillen“ nicht erfüllen kann, wird zerstört, sein „Blick wird brüchig.. Die ausgesandten Wünsche kehren leer zurück und richten ihren Hunger auf den, der sie erzeugt hat“ (J. 274). Dem wirklich innerlich Notwendigen muß also Folge geleistet werden. Ilja und Malwa, Menschen, die resignierend verzichten, geraten in eine neutrale Sphäre, werden zur Unfruchtbarkeit verdammt. Felgentreu und Linde, die dem Befehl ihres inneren Lebens gehorchen, vernichten zwar sich und andere, aber sie retten, was in ihnen lebte. Linde geht an ihrem starken Liebeswillen zu Grunde, aber die Kraft, die in ihr wirksam war, geht im Tode auf den Geliebten über und läßt ihn reifen. Was Felgentreu erlebt und erstrebt hat, drückt sich in seinem Jungen wieder aus. Der Mensch muß also in der Entwicklung des eigenen Gesetzes das Leben weitergeben — ohne Rücksicht auf sich und andere. Die Aufgabe kann ihm zum Leide, sie kann ihm zur Freude werden; immer aber ist sie der einzige Weg der Selbsterhaltung. So nur kann Leben wirksam werden; das ist das unerbittliche Gesetz der fordernden Natur.

3. Dieses gilt es nun freilich noch etwas genauer zu betrachten. Wie bietet sich die Forderung dem Menschen an, und was begründet ihre V e r b i n d l i c h k e i t? Wenn sie mit der Sinnlichkeit den Ursprung gemein hat, so ist sie offenbar nichts, was der Mensch sich erst erschafft, sondern etwas, das ohne sein Denken schon gesetzt ist. In einem kurzen Denkspruch des Dichters heißt es: „Gestalt und Freiheit sind die Geschöpfe der Vernunft. Die Vernunft ist ein Geschöpf der Moral. Durch Moral wächst und besteht das Weltwesen. Fruchtbarkeit ist alles“ (Handschriftliche Widmung zur „Jünglingszeit des Johannes Schattenhold“ für H. Maync). Hier ist es ausgesprochen, daß jeder Mensch sein Wachsen, seine Gestaltung von einer Moral aus erfährt, die durch das „Weltwesen“ hindurchgehend in seinem Dasein sich ausdrückt. Der Mensch muß also je und je wissen, was jetzt geboten, was jetzt verboten ist. In diesem Sinne ist er das „Maß aller Dinge“ (E. 476).

Er ist es, weil er in sich das Wissen um all die Verbundenheiten besitzt, auf die er zu hören hat. Er ist es, weil er einen Ausdruck des Gemeinschaftswillens darstellt. Er ist gerade deshalb nicht ohne Freiheit; denn die äußeren Gesetze der Gemeinschaft stören ihn nicht. Sie stehen oft gerade der inneren Forderung entgegen, und sie beweisen so ihre Rechtlosigkeit. Trotzdem ist die Erfüllung der Forderung nicht ohne Gefahr. Zwar haben Schaffners Menschen den Kampf zwischen Individuum und Gesetz nicht zu führen. Doch spielt sich innerhalb seiner

Gestalten das schwere Ringen zwischen Gewordenem und darum Verpflichtendem und Neuem, Gestaltungsmächtigem, ab.

Verbot und Gebot (W. Goetz: W. 6 — 7) stehen sich gegenüber. Dem Gebot, sein inneres Gesetz rein zur Reife zu bringen, steht nur zu oft eine Gewordenheit gegenüber, die auch Ansprüche an den Menschen stellt und die auf dem neuen Wege zerstört wird (Felgentreu). Dieser Konflikt birgt alle Tragik in sich; er zwingt in die Schuld, zwingt gerade den, der alles, was ihm am Herzen liegt, wirklich rein zum Ausdruck bringen möchte. Denn das Gebot zu gestalten ist immer das letztlich einzig herrschende. Und gerade in seiner Erfüllung, gerade im Gehorsam gegenüber der sittlichen Forderung liegt die Zerstörung des Gewordenen, liegt das Verderben.

Das müßte niederschmetternd sein, wenn nicht auch die Gestaltung des Neuen damit gegeben wäre, und wenn diese Gestaltung nicht als eine Aufgabe empfunden würde, die eine stolze Tragik, einen Willen begründet, der sich in der Anerkennung eines über die Welt hinausgehenden S i n n e s kräftigt.

Die hier vorgetragene Forderung gründet sich ja nicht auf soziologische Gesetze oder auf ein System des Verstandes, das in sich abgeschlossen, dem Menschen zur Verfügung stände, das jede seiner Situationen bestimmen könnte. Sie ist überhaupt nicht außerhalb des Menschen, kann ihm also auch nicht verneinend und immer unerfüllbar gegenübertreten. Sie ist vielmehr im Menschen und hat ihren Glauben daran, daß die für jeden Menschen und für jede Situation andere Forderung trotz dieser ewigen Andersartigkeit eben doch verpflichtet. Gläubige Ethik ist es also. Sie bricht als Wille einer anderen „Welt", die „holder" und „wilder", die triebstärker ist, in unser Dasein ein. (G. 56). Sie lebt von dem Glauben, daß wir an dieser Welt Anteil haben, wenn wir uns an sie verlieren, wenn wir uns von ihrer Forderung erfüllen lassen. Sie vermittelt uns Begeisterung, weil sie als Gebot erscheint und nicht als Verbot. Denn sie will Bejahung; sie verlangt, daß wir den Willen des All im Erleben ergreifen.

Die Gedichte „Seligpreisung" (68) und „Volles Gefühl" (69) geben einen lebendigen Eindruck ethisch begründeter Begeisterung:

Selig, das kommt hier zum Ausdruck, ist die Kraft, die in der Isolierung, im Streben nach Echtheit, im Unterscheiden liegt. Selig ist der klingende Schrei, in dem eigenes Leben erstrebt, in dem überschwingend die Welt ergriffen wird. Selig ist, was aus eigener Kraft und ringendem Wollen ersteht als neue Verbindung mit der Welt: Vollbesitz und volles Gefühl. (G. 68).

Der Dichter ruft in solcher Ueberzeugung aus:

„Voll gib mir Gefühl der Welt!
Werde mir im Glanz der Sonne,
Was uns innerlichst gesellt,
Was uns streng gemieden hält,
Manneschmerz und Manneswonne:
Voll gib mir Gefühl der Welt —.“ (G. 69).

Alma, Felgentreu und auch Meta haben in diesem Gefühl gelebt. Sie hätten nie anders handeln können und dürfen. In ihrem Schmerz haben sie die Tiefe der Welt ausgekostet, haben sie ein ganzes starkes Leben geführt und in der Hingabe an das in ihnen wohnende Ethos Seligkeit gefunden. Ueber ihnen steht wie über jedem Menschen als Forderung und als Verheißung das Wort des Dichters: „Wandre im Finstern, suche in der Kälte, laß kein Werk ungetan und keinen Versuch ungewagt: eines Tages wirst du Gott haben. Gott, das ist das ganze Leben“ (Wu. 340).

V. Religiosität.

In Gott gründet sich also die Ethik. Sittlichkeit wird erfaßt im Glauben an etwas, das hinter der Welt steht und diese Welt regiert. Sittlichkeit gibt es also nur als religiöse, und Religiosität hat ihren Grund in derselben Sphäre, in der auch die Wirklichkeit des Sittlichen uns erscheint. Im lebendigen Leben, in allen Stufen des All wird sie ergriffen.

1. Darum muß die Erde, die unterste und unerschütterlichste Schicht des Seienden, und das organische Leben der Welt als Ausgangspunkt der Darstellung ins Auge gefaßt werden. Es wird sich zeigen, daß der Dichter einen tiefen Blick für das Leben des Ackers, der Tiere und der Pflanzen besitzt.

Eine Landschaft offenbart ihm die zeugenden Kräfte der Erde. In einem Gedicht heißt es:

„Blick' ich schauend hochgestellt
Auf der Erde breite Hüften:
Voll gib mir Gefühl der Welt!
Wenn sie weit die Hügel schwellt,
Wenn aus unbestiegnen Grüften
Zeugungsduft und Schöpfung quellt:
Voll gib mir Gefühl der Welt!“ (G. 69).

Hier ist ausgesprochen, was Johannes Schattenhold empfand, wenn er pflügte. „Es erfüllte (ihn) . . . mit einer wunderbaren Genugtuung“, wenn „der Schoßdampf aufstieg“, wenn „sich die Scholle leise und voll herumneigte“ (J. 393). Der Dichter preist das Pflügen, preist es als „das Herz der Land-

wirtschaft“ (J. 397) wohl, weil es am stärksten das Gefühl für die Zeugungskraft der Erde vermittelt, das Gefühl unserer Abhängigkeit und der Abhängigkeit alles Lebens von dieser unserer Erde. Ein ähnlich starkes Gefühl der Verbundenheit gibt dem Wandernden die Landstraße: denn sie erkennt „den verzweifelten Fuß, den heimatlosen Schritt sofort ... und (wird) von dem Moment an Mutter, Geheimnis, Ferne, Tiefe, Freiheit und schöne traumhafte Wirklichkeit“ (J. 420).

Volles Schicksal wird ihm die Landstraße; ein starkes Gemeinsamkeitsgefühl verbindet ihn mit der Erde, verbindet ihn mit Pflanzen und Tieren. „Begehrlich und sehnsüchtig aufgerührt, taumelt „der junge Johannes“ alle Plätze ab, „auf denen Akazien standen“; denn sie schienen ihm „Verständnis“ zu haben „für Unstillbarkeit, ewigen Rausch und ewigen Durst“ (J. 296/97). Die „Dämonie“ im Holunder, die „Gefährlichkeit“ im Jasmin und die „mächtige Seelennatur des wirklichen Volkes“ in der Linde werden ihm ähnlich starke Erlebnisse (J. 296/97).

Die Liebe Schaffners zur Tierwelt kommt noch deutlicher und in jedem einzelnen seiner Werke zum Ausdruck. Johannes Schattenhold liebt die dunstige Luft, die vom Pferd zum Menschen herüberweht. Er empfindet sie als einen Teil des Tieres. „Nichts“, sagt er, „riecht so kreaturhaft wie Pferdedampf, ein bißchen nach Brot, ein bißchen nach etwas Süßem, vielleicht nach Blut, und auch etwas Dumpfes ist darin, das ihrem (der Pferde) armen kleinen Verstand entspricht. (J. 393). Der Dichter weiß, daß auch ein Kater nicht vom Leben abgeschnitten werden will, daß er sein „Gemütserlebnis“ braucht, daß er die Verbindung mit den Menschen sucht' (J. 348). So wird verständlich, daß Schaffner seine Menschen in organischem Zusammenhang mit der übrigen Welt sieht. Er weiß: „Niemand steht auf sich selber“ (Wu. 281) oder, wie er an anderer Stelle sagt: „Was du bist, das bist du in anderen und durch sie“ (Wu. 66). Echte Menschen, die sich nicht in Dogmen verstricken, „leben“ naturnotwendig „mit Sonne und Wind, einem unergründlichen Schicksal ausgeliefert“ (E. 73).

Der Dichter betrachtet den Menschen in seiner organischen Verbundenheit mit der Außenwelt; er sieht ihn aber auch als organisch in sich selbst. Die Ganzheit, die sich einmal in seinem Vater verkörperte und die ja etwas anders ist als die Zusammensetzung aller seiner Teile, sucht sich der junge Johannes Schattenhold ins Gedächtnis zu rufen. Er versucht nicht bloß, die „Schritte so einzurichten wie (er) ... es von ihm (dem Vater) noch in Erinnerung hatte“, sondern (er) rief sich „die ganze Körperempfindung wach und die Stimmung seines Lebens“ (J. 397). Das einmalig Ganze, das „unwandelbare Herz“, die Einheit, die ihm als sein Vater

entgegentrat, möchte sich der Junge in die Erinnerung zurückrufen.

Ganzheiten, die sich wieder zu größeren Ganzheiten zusammenschließen — das ist die Welt. Ihr Reisen, ihr Streben, ihr Ineinander- und ihr Auseinanderwachsen — das ist das Leben. Felgentreu vergleicht einmal das deutsche Volk mit einem Elefanten, und auch Kuno Wudrich spricht vom Volk wie von leiblich Existierendem. Er betrachtet die „deutsche Nation“ als einen „etwas schwer lebenden und manchmal etwas dumpfen, aber . . . im Grund freudigen Körper“ (E. 405). Dieser Körper ist freilich wie jede Einzelgestaltung des All nicht in sich gesichert. Die Beziehungen der Ganzheiten zueinander sind fließend, der Urgrund des Volkes ist „mythisch“. Er ist bestimmt durch die K r ä f t e, die aus Geschichte und geographischer Lage sich ergeben. Zum Manne gereift, erlebt Otto Eberhard all die unbestimmbaren Zusammenhänge der Welt: Er „dachte die schicksalhaften Himmelsgegenden ab: Ueber Atlantis hinaus ging der Doppelkontinent Amerikas dämmernd und blitzend auf. Zutiefst im Osten murrte Asien. Das ist die geographische und geschichtliche Welt der europäischen Seele“ (E. 477).

Alles Dasein ruht im Grunde „hold und wild“ „im Schoße eines Holdern und noch Wildern“. Aus einem „mythischen Urgrund“ lebt es. Ein Irrationales drängt als „Ahnung“ (G. 72), drängt als „Urgefühl“, etwa im Winde (G. 59) hin und wieder in diese Welt ein. Darum sind die Zusammenhänge der Welt nicht zu berechnen, darum ist auch der Mensch nichts Berechenbares, wenn er auch noch so geschlossen, noch so ganz zu sein scheint. Er lebt nicht aus dieser Ganzheit allein, er ist nicht einfach Gefühl, Verstand und Wille, ist nicht nur als anthropologische Größe zu erfassen. Er lebt aus dem Unbestimmbaren des Triebes. Glaube und Liebe und andere Gewalten, die dem Menschen Kraft verleihen, werden immer wieder vom Dichter hervorgehoben. Sie erzeugen Handlung und Wandlung. Im Trieb, im ahnenden Urgefühl haben wir die ganze Natur, haben wir Schicksal, Erkenntnis und Bewußtsein unseres Daseins, besitzen wir ganzes Leben.

2. Damit ist der Ausgangspunkt, ist die Grundlage für die Darstellung religiösen Erlebens gefunden. Das Gefühl eines „Holdern und noch Wildern“ hinter dieser Welt wird der letzte Grund jeder Religiosität sein. Entzünden aber wird sich jedes religiöse Erleben im ruhenden Sein, an dem, was man gemeinhin „Natur“ nennt. Im Gefühl eigener, schöpferischer Kraft wird es mächtig und selbstsicher werden. Im Bewußtsein, daß alles letztlich Gnade oder Verurteilung ist, wird es enden. Eine Explikation des Erlebens, eine konkrete Vorstellung von Gott oder dem Uebersinnlichen über-

haupt wird schließlich das Erleben befestigen. Dieses Nacheinander wird also gewahrt werden müssen, wenn wir im zunächst Folgenden vom Schicksal, wenn wir später von Erkenntnis und von Lebensgefühl sprechen werden.

Daß die Natur Schicksalszwang bedeutet, daß wir ihr nie ausweichen können, ist nun zunächst ganz deutlich. „Wenn ein Gefühl, das uns ... erfüllt, wirklich Liebe ist", schreibt Tribius, so kann es „uns beglücken, es kann uns elend machen, aber entrinnen werden wir ihm nicht mehr" (Wu. 243). Unsere Natur, unser „unwandelbares Herz" ist uns Befehl wie die Gesamtnatur. Nicht nur das, was wir vorfinden, das Dasein, ist uns Schicksal, auch die Art wie wir es in Leben, in unser Leben verwandeln, ist vorher bestimmt. „Die Richtung, die eine Erscheinung bei ihrem allerersten Werden bereits im Keim empfangen hat, die behält sie durch dick und dünn ... Es ist wohl möglich, sie im Kleinen ein wenig umzulenken. Aber unerbittlich und leidenschaftlich strebt sie auf ihren Weg zurück. ... Versperrt man ihr diesen ..., so vernichtet sie sich und ihre Umgebung".[13]) Wir schwimmen in Strömen, die fließen, leben „mit Sonne und Wind, einem unergründlichen Schicksal ausgeliefert" (E. 73).

Als Zwang begegnet uns also die Natur. Wir können ihr nicht entfliehen. Doch ist dem schöpferischen Menschen eine Möglichkeit gegeben, frei zu werden. Der Mensch kann sich der Dinge bemächtigen, „kann ihnen eine lebhaftere Bewegung mitteilen." Er kann jasagen zum Schicksal, kann führen, anstatt geführt zu werden, „im Idyll zu verkräuseln". Er hat in der Aufgabe, die Natur zu entwickeln, auch die Möglichkeit, sie zu wandeln. In dieser Lage ist die eigentümliche Verbindung von Gebundenheit und Freiheit begründet, die die Konflikte des Menschen herbeiruft, die ihn in die Schuld zwingt (E. 473) und die es ihm ermöglicht, aus dem Konflikt über die Schuld hinweg neue Wirklichkeit zu gestalten. Alma geht freilich an der Schuld, die sie mit Notwendigkeit auf sich geladen hat, zu Grunde; sie kann die Fülle der Verantwortung, die ihr übergeben wird, nicht tragen. Hilde Oppen gelingt es, das Gewordene zu überwinden. Sie läßt ihr ethisches Bewußtsein, sie läßt ihre ganze eigene Person reifen unter dem Zielwillen ihrer gestaltungsmächtigen Liebe. Ob uns das Schicksal elend macht oder beglückt, das richtet sich nach dem Maß an „rechtem starken Glauben" (W. 120), das wir aufbringen. Das hängt ab von der Kraft inneren Ethos', das wir im Glauben ergreifen. Denn in ihm wird Kraft lebendig, ist Freiheit zu erringen. Sehnsucht und Sein ist im Glauben zu vereinigen.

---

[13]) Die Glücksfischer, S. 23.

Gelingen gibt freilich nur die **Gnade**. Der Mensch weiß, daß trotz seines ewigen Ringens um seine Freiheit, um den notwendigen Ausdruck gerade seines Wesens, letzten Endes „in den heiligen Fernen des Tierkreises und der Weltgesetze... unsere Schicksale gemacht werden", daß hier „unsere Möglichkeiten" liegen, „unsere Richtungen, unsere Wonnen, unsere Lebensgefahren und auch unsere Rettungen... Auch Freiheit wird uns unter anderem dort droben gebraut." Doch ist das „Wunderbare", das sich in Hilde Oppens Wandlung vollzieht, ohne Kampf nicht möglich. Es ist alles Gnade, aber geschenkt wird uns nichts. Löser wie „Schöpfer unserer Konflikte sind (wir) schließlich immer selber" (S. 473), wenn uns auch beides: die Verknüpfung und die Lösung, letztlich als Gabe zuteil wird.

Wir stehen also in einem Kampfe, der schwer zu führen ist, durch den wir uns aber mit der Ganzheit der Welt verbinden. Die **Gottesvorstellung**, die der Dechant sich erarbeitet hat, kann für diese Auffassung zeugen. Er ruft seiner Gemeinde zu: „Glaubt ihr denn, Gott sei allmächtiger als wir? Wenn ihrs glaubt, warum sündigt ihr denn noch? Wenn ihr es aber nicht glaubt, warum seid ihr nicht stolzer? ... Er ging in den Krieg um seine Ernte. Er sucht uns auf jede Weise und in jedem Wetter zu kriegen, weil er's ohne uns nicht machen kann, kein Jahr, keinen Monat, keinen Tag." Gott scheint hier dem großen Irrationalen untergeordnet zu sein; er ist mit unserem Ringen verbunden, ist vielleicht das Schöpferische schlechthin, von dem wir immer nur einen Teil ergreifen können. Doch darf man diese Gedanken nicht pressen; sie sollen ein Zeugnis ablegen für die Schätzung der ringenden Kraft des Menschen, wie wir sie bei Schaffner finden. Der Gott aber, der die sittliche Forderung vermittelt, der das „ganze Leben" ist, ist mehr, ist eben das Ganze, ist hinter und im Irrationalen lebend und webend.

3. Von diesem Ganzen ist unserm Handeln, ist auch unserm **Erkennen** nur ein Teil zugänglich. Wir sind auch hier, um den gewohnten Ausgangspunkt zu wählen, an die **Natur** gebunden. Da sie ihr Recht hat, muß alle Objektivität als Möglichkeit, zu einem Urteil zu gelangen, verneint werden. Denn offenbar kann nur aus der eigenen Natur, wenn diese Autorität sein soll, geurteilt werden. In diesem Sinne ist „der Mensch das Maß aller Dinge" (S. 476). Und aus demselben Grunde ist „jedes Dogma eine Borniertheit" (S. 73). Beide Aussprüche werden wir sofort als zusammengehörig empfinden, wenn wir uns von dem Gedanken frei machen, daß der Mensch ein jedem Individuum gleiches apriori besäße, die objektive Vernunft. Die Vernunft des Menschen ist vielmehr durch sein „Woher" bestimmt (s. S. 46). Sie hat ihren Grund in der jeweiligen Andersartigkeit der Menschen. Darum ist

jedes Dogma eine Borniertheit, und darum „sind Grundsätzlichkeiten jeder Art“ für Felgentreu „schmerzlich und unheimlich“ (W. 196). Sie sind es, weil auch der Einzelne kein gleichbleibend Maß ist, weil er nur je und jetzt urteilen kann und darf, immer nur aus sich und seiner Naturverbundenheit heraus.

Um zu erkennen, daß gerade so Sicherheit des Urteils gefunden werden kann, muß man sich überlegen, daß ein Gedanke, der sich nur auf den Verstand oder das Gefühl stützt, völlig unsicher ist. Nur die Gesamtheit des Menschen, die in dauerndem, triebhaftem Urteilen und Entscheiden wächst, kann eine Sicherheit gewährleisten. Der junge Johannes Schattenhold ist diesen Weg zur Erkenntnis gegangen. Er sagt: „Ich ging der größten Süßigkeit nach, dem stärksten Ton.. und ganz unnachweisliche Triebe und Widerstände regierten mein Leben. Aber immer einmal gab es in meinem Dasein solche plötzlichen, kurzen scharfen Treffen, und nachher war etwas vorbei, und etwas war geworden“ (J. 218). In ihrer starken Liebe findet Linde die unumstößliche Sicherheit, die sie von der Richtigkeit ihres Handelns überzeugt. Aus Liebe überwindet sie die ganze in sie gelegte Tradition, ihre ganze Umgebung (D. 330). Mangelndes Wohlwollen aber macht ihre Tante unfähig zur Erkenntnis (D. 71). Getrennt vom Organischen vermag diese die Wahrheit, die nur eben in der Verbindung mit dem Organischen gedeiht, nicht zu finden. Denn es führt die Liebe zur Erkenntnis wie der Glaube zur Freiheit.

In dieser Liebe, in dieser Verbundenheit können wir Vernunft entwickeln, können wir Wahrheit empfangen, nicht freilich als einen Besitz, den wir nun in Ruhe zu genießen das Recht hätten. In der Vernunft ist uns eine Aufgabe und in der Liebe ist uns eine Kraft zur Erfüllung dieser Aufgabe gegeben. Die eigentümliche Verbindung von Freiheit und Unfreiheit, die unserm Handeln durch die Gebundenheit an die Natur gegeben ist, charakterisiert auch unser Denken. Auch hier haben wir in uns schon die Pläne und Richtungen, die uns bestimmen; sie zu g e s t a l t e n, ist Aufgabe unseres Lebens. Das will Eberhard offenbar sagen, wenn er schreibt: „Und so beginnt mir zu ahnen, daß ich ein Leben brauchen werde, um in mir Entwicklung und Sein, Unabänderlichkeit und Wandelhaftigkeit, Revolution und Ewigkeit in Einklang zu bringen. Das wird mein Problem sein“ (E. 313). Es wird jedes Menschen Problem sein, die Kräfte, die aus dem All in ihn hineinschlagen, zu gestalten, sein Wesen, das nach einem Wort des Dechanten „gewaltig und mystisch“ ist (E. 330), zu formen.

Das ist ohne Einsatz nicht zu erreichen. Es ist nur dem möglich, seine Aufgabe zu erfüllen, der auf die Forderung hört, die Schaffner an den Menschen stellt, wenn er sagt: „Wandere

im Finstern, suche in der Kälte (und) laß kein Werk ungetan." Und auch diesem wird die Erfüllung nicht immer zuteil. „Du ziehst frisch und fröhlich aus wie Siegfried, vertraust auf die Vernunft, und unvermutet stehst du mitten in der tragischen Atmosphäre" (Wu. 295). Jäh kann uns das Unbegreifliche und doch über uns Waltende begegnen, plötzlich kann es uns aber auch beglücken; denn „der Ueberfall des ganzen Glückes, die Begnadigung durch die Erscheinung des Wunderbaren ... lauert auf jeden, der die Waffen nicht streckt" (Wu. 239). So findet Eberhard sein Atlantis, das Revolution und Ewigkeit vereint, durch sein „großes Erlebnis". So wirkt „Das Wunderbare" und das, was über allem Leben steht und durch Gnade in das Leben eingeht: „Die Weisheit der Liebe." Es ist zu spüren, daß wir hier im Zentrum Schaffnerscher Dichtung stehen; denn so ergeht es ja allen denen unter seinen Menschen, die nicht zu früh verzagen und verderben: sie lassen keinen Versuch ungewagt, kein Werk ungetan, damit ihnen in dauerndem Reifen und Wachsen eines Tages die Stunde schlägt, da sie „Gott haben" und so den Sinn ihres Lebens finden. Denn nicht in einer Erklärung, die uns als begrifflich faßbarer, objektiver Tatbestand übergeben wird, sondern im Anteil an jenem „Holdern und Wildern" ist dieser Sinn zu finden, in der Teilnahme an Gott. Denn „Gott, das ist das ganze Leben" (Wu. 340).

Zwei Spekulationen, in denen zwei Gestalten Schaffners die Lösung ihres Lebensproblems finden, können das Gesagte noch deutlicher machen.

Der Dechant geht in seinen Ueberlegungen gern von einer Erkenntnis aus, die ihm zunächst als schlechterdings überzeugend erscheint: „Im Anfang war das Wort." Später wandelt und erweitert er den Gedanken; er sagt: „Im Anfang ist und bleibt das Wesen, durch das alle Dinge gemacht und also getan sind." Er setzt sich mit dem Prioritätsanspruch der Tat folgerichtig auseinander: „Nie ist die Tat der Anfang. Vorher ist schon die Idee." Die Tat geht ihren Weg und kommt zu ihrem Ende. Aber Gott, der das Wesen ist, das unendliche, der Abgrund aller Ursachen: sie gehen keinen Weg und kommen auch zu keinem Ende" (D. 299). Zuletzt genügt dem Dechanten der Gedanke auch in dieser Form nicht mehr; er muß sich eingestehen, daß „alles noch viel gewaltiger und mystischer ist und daß auch jene berühmte Erkenntnis weder das letzte Wort über Gottes Wesen ist, noch genug Raum enthält, um die Wesenhaftigkeit der menschlichen Seele zu fassen" (D. 330).

Fügen wir eine weitere Spekulation, die wie die obige uns oft andeutungsweise begegnet ist und darum erwähnt werden soll, zunächst einmal einfach an. Wir finden im „Jo-

hannes Schattenhold“ einen Abschnitt, in dem es heißt: „Wie ein verwehtes Blatt vom Urbaum, das die Laune des Weltwindes nun wieder zurückweht, so kam ich in meine Väterheimat“ (J. 375), und wir begegnen verschiedentlich Worten, die ähnlich von Heimat und Ferne reden. Schaffner scheint den Zustand der Ferne für den des Menschen anzusehen. Otto Eberhard schreibt an Kuno Wuderich: „Hinter Aegypten taucht mir langsam Atlantis auf . . . die Urheimat der Menschheit, aber Atlantis ist untergegangen und hat uns Sehnsucht hinterlassen und jede Freiheit, deren wir mächtig zu werden verstehen“ (E. 472).

Wir brauchen über die Vereinigung beider Spekulationen nicht viel zu grübeln. Die jetzige Lage des Menschen ist in beiden ja gleich gekennzeichnet. Vielleicht haben wir eine Heimat, die Frieden, Ruhe, völlige Gebundenheit bedeutet, verloren, vielleicht durch jene große schöpferische Macht, die am Anfang war und die unser Leben gewaltig und mystisch macht. Jedenfalls aber leben wir jetzt in einer eigentümlichen Beziehung von Freiheit und Unfreiheit. Jede Freiheit, deren wir mächtig zu werden verstehen, können wir vermöge des Wesens, das gewaltig und mystisch ist, erringen. Wir stecken in einer Bewegung aus einem Alten in ein Neues hinein, das wir noch erringen müssen und das wir auch erringen wollen. Denn wir streben aus all den Kämpfen, die unsern Zwischenzustand kennzeichnen, nicht in das Alte zurück. Wir glauben, daß der schöpferische Geist, der uns aufgestört hat, auch die Kraft geben wird, die Verbindung mit dem All, mit dem Urwesen, aus dem alle Dinge sind, zu finden:

„Heimat zieht uns nicht hinan,
Ueberall ist Seelenlandschaft,
Und in mächtiger Verwandtschaft
Gleichen wir dem All uns an.“

(Gedicht: „Werdezeit“ G. 18).

4. Diese Angleichung ist der Inhalt unseres Lebens. Je stärker, holder und wilder das Leben ist, um so eher wird sie gelingen, um so mehr findet das Leben die Liebe und Verehrung des Dichters. Im Urgefühl, dem Gefühl des Naturzusammenhangs, in der Dynamik, dem Gefühl schöpferischer Kraft, im Rhythmus, der Einheit beider, dem Allgefühl, haben wir *Lebensgefühl*, haben wir Dasein.

Im *Urgefühl* wird das Dasein grundlegend erlebt. Es ist freilich nur zu ergreifen, wenn wir uns tief in die Wirklichkeit versenken, wenn wir „horchen auf unser Blut und unsere junge, unberatene Schwermut“ (J. 272), wenn das „Herz“, das „mit dem Winde lallen“ möchte (G. 60), über uns Gewalt hat. Dem Blute müssen wir uns anvertrauen, wenn wir Urtrieb, wenn wir Urnatur erleben wollen. Fast unter

Ausschaltung des Bewußtseins, nur „dem Aufruhr in . . . Blut und . . . Geist“ hingegeben, kniet Johannes Schattenhold auf seinem Bett, den Kopf in die Matratze gebohrt, ohne Gebet, ohne Worte, ohne Gedanken . . ., ohne daß eine religiöse Persönlichkeit . . . Gegenstand“ der Verehrung gewesen wäre. Johannes Schattenhold verehrt etwas, das „gewaltiger und mystischer“ ist, als alles, was irgendwie als Gegenstand erfaßt werden kann. Nur im Lebendigen haben wir Urgefühl; im Blut können wir es erleben. Der folgende Gedanke will in seiner tiefen Symbolik ein Zeugnis für die Macht unseres Blutes sein: „Alles Knien und Anbeten der Völker“, sagt der Dichter, ist zuletzt „nichts anderes . . . als ein unbewußtes Erinnern an die . . . blutglühende . . . Zeit, die wir mit hochgezogenen Knien und niedergedrücktem Kopf verbrachten und in der der Funke unseres innersten Ich in uns alles war“ (J. 274).

Funke ist unser Ich noch in jener Zeit; später drängt es zur schöpferischen Gestaltung der Natur. Es entsteht **Dynamik**, die nichts erzeugen, aber sich ausdrücken will. Es drängt den Knaben, seinen Körper „fortzuschnellen“, seinen unabgestumpften Gestaltungswillen „selbstvergessen und naturrein“ wie der „männliche junge Mensch“ sich auswirken zu lassen (Wu. 96). Es drängt den Menschen, die Gefahr zu suchen, weil das Blut Bewegung will, die sich in der Gefahr, die sich auch im Spiele aussprechen kann. Fährt der Kater „auf einmal auf und davon . . . . über Stühle und Tische . . ., weil es ihm jetzt gefiel, sich etwas einzubilden“, so ist es dieses, das Dynamikverlangen seiner Natur, das im Spiel Genüge finden will.

Sucht er aber sein „Gemütserlebnis“ (J. 348), so zeigt er, daß er über dieses Verlangen seiner Natur noch hinaus zu einer seelischen Dynamik strebt. Auch Johannes Schattenhold hat dieses Streben erfahren und er empfand, daß darin seinem Leben erst Wert gegeben wurde. Er verachtet von nun an die stumpfe „Menschenansammlung, die stundenlang stehen und gaffen konnte“. Er verachtet die Menschen, die „noch nichts Richtiges erlebt hatten“ (J. 336). Denn er hatte „die furchtbare Schönheit jener Macht erlebt, die heute noch als Schöpfer der Welt waltet, schaffend, indem sie vernichtet, und vernichtend, indem sie schafft, feindlich den . . . Zeugungsunfähigen, . . . hold allen Willigen, Schicksalsbereiten und von ihr zur Mitschöpfung Bestimmten“ (J. 334). Ihm war in der Liebe das Leben offenbart worden.

Ihm war damit Gott nahegetreten. Denn Gott ist das Leben; Johannes Schattenhold konnte nach seinem Erlebnis erkennen, daß Gott, der „sicher nicht in den toten Käfern ist“, „vielleicht in den lebendigen“ existiere. Und der Dechant erfährt, daß Gott „mehr Leidenschaft hat als wir . . .“; daß

er „immer ist, was wir sind, wenn wir in einer heftigen Liebe liegen“, daß er das Leben selbst ist. (D. 142). Er wußte daher, daß in der Dynamik der Wille Gottes und der des Menschen zusammenschlagen. Er wußte, daß unser Leben Teil an Gott gewinnt, wenn wir uns „nur um unsere demütige Leidenschaft“ „kümmern“, „um unsern heiligen Zorn, daß er immer heiß und gerecht brennt“. Er wußte auch, daß „Gott sich ebenso in Leidenschaft, Frömmigkeit und Zorn um uns bekümmern“ würde, sodaß Gott und Mensch in Einheit einen Kampf um die Durchführung der Dynamik in unserem Leben führen. Der alte Spruch, den der Dechant anführt, gilt so in einem neuen Sinne: „So steigt der Mensch in dir! So sinkst du, Gott, in mir.“ (D. 142).

Freilich muß der Spruch hier dynamisch ausgelegt werden. Es handelt sich um keinen Pantheismus. Nicht im ruhenden Sein, in der Bewegung ist Gott zu erreichen, in der Forderung steht er immer wieder neu vor uns. Nach dem Maß von Dynamik, das ein Mensch aufbringt, richtet sich der Anteil, den er selbst an Gott besitzt.

Hingegeben dem Urgefühl, leidenschaftlichste Dynamik erstrebend, erfaßt also der Mensch das Unendliche, erlebt oder ergreift er vielleicht Gott. Beides aber geht ineinander, wirkt aufeinander. Beides geht ein in den großen Strom, der als verehrungswürdiger R h y t h m u s alles umgreift und verbindet.

Das kann uns klar werden, wenn wir den unaufhörlichen Gestaltungsprozeß betrachten, der uns in der Welt begegnet. Er stellt sich dar als ein Ineinanderübergehen, als ein ständiges Auseinanderhervorgehen verschiedenster Kräfte. Alles, was stark gelebt wird, kommt in ihm wieder zu seinem Recht; Kategorien, die wir zu trennen gewohnt sind, verbinden sich. Die beiden Kinder, die in den Romanen „Die Weisheit der Liebe“ und „Das Wunderbare“ als einzig faßbares Resultat aller Irren und Wirren übrig bleiben, haben all das an sich gerissen, was während ihres Werdens erstrebt und erstritten wurde. Sie verkörpern nicht nur das organische Sein, das von den Eltern auf sie überging, auch die Not, unter der jene litten, auch der Geist, der während ihres Werdens erkämpft wurde, findet in ihnen Gestalt. Felgentreu bemerkt ergriffen, daß schon „ein merkwürdig ernster und verständiger Blick“ (W. 372) in den Augen des Knaben lebte, den Alma im Leid getragen hatte, und Tribius entdeckt an seinem kleinen Stiefbruder Züge Hildes, die doch an seinem Dasein keinen Anteil gehabt hatte. Er fragt sich: „Lag hier nicht ein holdes Symbol des Menschen überhaupt, ein freundlich ernstes Wahrzeichen unserer tiefsten und geheimnisreichsten Beziehungen?“ (Wu.332).

Nun, mag es ein Symbol sein oder nicht, geheimnisvoll ineinandergreifende Beziehungen bestimmen uns jedenfalls, las-

sen uns reifen und werden: „Triebe und Widerstände", sagt Johannes Schattenhold „regierten mein Leben . . . aber immer einmal gab es solche kurzen scharfen Treffen . . . und es war etwas geworden" (J. 218). An anderer Stelle führt er aus mit starker Betonung des gesetzlich Notwendigen in diesem geheimnisvoll Bestimmenden: „Ich oder der treibende Geist in mir wollte jetzt diesen Verfall, diesen Schmerz und das brennende Leid" (J. 217). Er wollte es aus irgend einem Grunde, der nicht sofort erkennbar war, wollte es vielleicht, weil „alle Gedanken und Empfindungen . . . in der milden Sonne des Leides Vollreife, Wissen, Umfang und Schwere gewinnen", (J. 217) wollte es jedenfalls zuletzt, weil es eben notwendig war, weil sich irgend etwas gestalten wollte, dem sich das Ich triebhaft überließ. Denn jeder glaubt, daß er in jenem ewigen Prozeß von Werden und Vergehen, in jenem Ablauf, der von geheimnisvollen Gründen her sein Recht hat, auch ein Stück ist, daß er zu seinem Teil dem Ganzen Sinn geben soll.

Als Gestaltung des Schwebenden, als Wiedereingehen des Gestalteten in das Schwebende stellt es sich uns dar. Wir schauen es an, wissen uns als ein Teil von ihm und gewähren ihm staunend Verehrung und Hilfe. Das ist ja Otto Eberhards Geschichtserlebnis: Die Gestalten der Vergangenheit sagen ihm: „Wir waren da, haben's nicht zu klein getrieben, haben dem Leben Gestalt und Sinn gegeben, und du tue desgleichen" (E. 474). Und das ersah Kuno Wudrich aus der Natur: „Ausgelebte Organismen sanken in die Grube, Sperma flog hinzu und neue Gebilde wuchsen. Nie fehlte es dem Werk der Menschheit an Händen. Nie stand die Arbeit" (E. 420). Wie der einzelne „Arbeitstag auf der Erde . . . ein großartiger Rhythmus" (E. 406) ist, „ein Lied von Feld und Wald und Himmel gesungen" — so ist das ganze Leben.

Es wird dementsprechend vom Dichter, der vom Gefühl seines persönlichen Eingeordnetseins in die Gesamtheit des Lebens ergriffen werden will, erlebt als Raum. Dieser verkörpert den gesamten Lebensprozeß. Er ist alles in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, hier und dort sich vollziehende Geschehen. „Das Gott-Raumgefühl" war „am Anfang der Kunst" (D. 290). Raumgefühl ist das einzige, was bleibt, als Johannes Schattenhold zum erstenmal Musik erlebt; er sagt: „Als alle Instrumente und der ganze Chor ihre Seelengewalt entfalteten", da „hörten die Steine auf Steine zu sein, die Zeit hörte auf, und alles wurde nur tönender, klingender in Wehleid wunderbar wohllautender Raum, dessen Grenzen mit Windeseile davonfuhren" (J. 323). Leben, flutendes Geschehen, ist der Raum, „unendliche Erscheinung", wie das Meer, das uns „Weite und Wirklichkeit der Gottnatur veranschaulicht", das immer, wenn der Blick wieder hinausgeht als „neue Ferne", „noch kühnerer Horizont des Lebens" dasteht,

„herausfordernd wie ein Riese, tröstend wie eine Mutter, prüfend wie ein Freund, lockend und gewährend wie eine Geliebte" (Wu. 339). Religiöse Erfassung des Lebens geschieht zentral und umfassend im Raum, der als ewige Bewegung erzeugt wird im Kräftespiel von Natur- und Schöpfertum und der zugleich die irrationale, unberechenbare Ueberordnung beider ist.

Mit diesem Lebensraum sind wir verbunden. Wie geht er mit uns um und welche Haltung können wir ihm gegenüber einnehmen? Im Roman „Der Mensch Krone" heißt es vom „Engel des Lebens": „In den goldenen Augen lockt und droht es, während unergründliche Schwermut die schrecklich liebenswerten Züge in Bewegung hält wie einen wallenden, ballenden Vorgewitterhimmel" (K. 7). Schrecken bedroht uns also im Leben, Tod und Verderben brechen im Roman „Das Wunderbare" und im Roman „Die Weisheit der Liebe" über die Menschen herein, und selbst im „Großen Erlebnis" geht es nicht ohne ein Opfer ab. Ja, auf manche Menschen scheint das Verderben von Anfang an zu lauern wie auf Alma, die Bücher liebt, die traurig enden, oder auf Krone, der nur von Musik umgeben sein mag, in der Dur und Moll wechselt (K. 113); denn er fürchtet die klagende Musik, die das Leid herbeiruft, so sehr, wie er das hüpfende Dur haßt; er kann auch an Glück nicht glauben. Andere Menschen werden trotz dieses Glaubens vernichtet. Und ob auch wieder andere über alle Gefahren siegen, Leid bringt das Leben doch, Qual, die deshalb besonders schwer lastet, weil wir ihren Sinn nicht kennen, weil uns das Leben immer Geheimnis bleibt. Denn wir wogen mit im Lebensraum, wir können uns nicht über die Flut erheben. „Abgründe des Lebens" (Wu. 72) spüren wir überall. Immer einmal ist es uns so, als hörten wir „es in den Lüften seufzen, als verdunkelten geheime Tränenschauer das Sonnenlicht . . ., als stiegen überall vor unseren Füßen unerwartet Nebel auf . . ." (Wu. 220). Doch trägt zuletzt alles eine Tarnkappe; wir können nur ahnend erschauern, aber nichts bis ins Letzte ergründen.

Da kann uns Weisheit helfen, wie sie sich Felgentreu zu eigen machte, wenn „er sich ein größeres Maß von Uebersicht und Freiheit" „rettete" und alles „verwandelte in Mitgefühl und menschliches Verständnis" (W. 171). Helfen kann uns „geduldig" sein wie der junge Johannes Schattenhold, der durch die Begegnung mit der schwangeren Frau, durch sein Zusammentreffen mit dem Geheimnisvollen stille wird, sodaß er beschließt, Magda „in keiner Weise zu bedrängen" (J. 320).

Vor allem aber hilft Glaube und Vertrauen. Schaffner selbst besitzt diesen Glauben. Er bringt in seinem ganzen Werk zum Ausdruck, daß „immer . . . Bitternis bereit (ist), sich in Süße zu verwandeln, wenn das Wort des Lebens er-

klingt" (K. 87). Er glaubt, daß alles, was rein und aufrichtig gelebt wurde, nicht verloren geht, sondern neu verkörpert weiter blüht. In Leid und Kampf ist Otto Eberhard gereift, hat Karoline ihren Kuno neu erobert, erblüht sie in frischer Liebe. Vielleicht wird sie sogar Mutter werden und ihre Sehnsucht ganze Erfüllung finden. Lindes Sterben bringt zwei Menschen zurecht. Durch Krones Untergang gewinnen zwei Knaben Verantwortung und Liebe zum Leben, Liebe gerade zum Geheimnisvollen und Unergründlichen. In jedem Leid wird etwas wach, das dem Leben neue Impulse gibt, das fruchtbar weiter wirkt.

Das ist für die jeweilige Lage, in der der Mensch Haltung gewinnen will, freilich ein schlechter Trost. Das Leid ist erst wirklich überwunden, wenn in der unerschütterlichen Liebe zur Natur, wenn in unerschütterlichem Glauben an die Kraft eigenen inneren Erlebens Zukunft und Gegenwart zur Einheit verwachsen. Ivonne Leleu besitzt diesen Glauben und diese Liebe voll und ganz. Sie geht zur Hinrichtung „wie eine, an die nichts Furchtbares heran darf" (Gl. 142). Sie vermittelt dem Dichter die Erkenntnis, daß sich „manchen Menschen . . . die verlebten Monate und Jahre zu Gefängnismauern" „verwandeln", daß „andere . . . durch dicke Wände" gehen „wie Geister". In Ivonnes Leben und Sterben ist eine Verkündigung an die menschliche Seele verborgen, die lautet: „Wandere, Seele, trage deinen Hunger hierhin und dorthin, verweile hier ein wenig, halte dich dort nach Gefallen auf, und vergiß nie, daß alles innen in dir ist. Keiner kann dir etwas nehmen. Keiner kann dir etwas geben. Eine Blume bist du" (Gl. 143).

Die Seele sucht hier und dort ihren Durst nach Erleben zu stillen. Je mehr sie dürstet, je mehr Leben sie aus innerer Kraft an sich reißt, um so mehr wird sie beglückt werden. Wir müssen und wollen ja nun einmal existieren; wir können unser Leben nicht ins Unrecht setzen (K. 184), weil unser Herz, unser Sein an ihm hängt. Unserem Dasein sind wir verfallen, aber wir erfahren gerade in diesem Verfallensein unser Glück: Das Leben selber ist uns letzte Hilfe.

Herrscht auch „das böse Ding . . . in Pracht", so ist doch nicht dieses „die Hauptsache, sondern eben das Leben, worin sie (die Pracht) erschien". Denn „jede Sache — darin beruht Kuno Wudrichs Lebensfreude — bringt sich selber. Das ist das Schöne auf der Welt" (E. 475). Das Leben selber ist das Schöne, die Bewegung, der Rhythmus. Kuno Wudrich sieht es als Arbeit. „Niemals würde die Arbeit", das weiß er, „fertig werden. Aber es war gut, daß sie lief" (E. 420). Daher kann Emilie Minnich rückblickend sagen: „Das Schöne bleibt schön" (K. 296). Daher darf der Roman „Die Weisheit der Liebe", der doch zum Jubel eigentlich keinen Anlaß gibt,

enden mit einem stillen, noch mit Leid überschatteten, aber doch festen und überzeugten Hymnus auf das Leben.

Betrachtend und verliebt in den Frühling, die Bäume, das Gras, vor allem in den kleinen Käfer, der als fremdes Leben zu ihm kommt, erlebt der kleine Felgentreu seinen „Liebesblick des Lebens“ (W. 400). Er hängt am Leben wie der Vater, darf wie er Metas Ruf nicht folgen, weil das Leben ganze Hingabe fordert; er kann nur ergriffen stammeln: „Is geh' doch nis! Is wer' doch nis gehen!“ Bewegtes Leben ist dem Menschen alles: Sein, Ethik, Religiosität. Sei es Qual, Not und Sorge, immer wird es der lebendige Mensch gerade da, wo es Gefahr, aber deshalb auch intensivstes Leben ist, suchen, und immer wird er sich verehrend und liebend mit verhaltenem, schmerzerwartendem Jubel an das Leben klammern.

Denn darin rundet sich der Abschnitt, rundet sich das Ganze: Lockend und drohend, schrecklich und liebenswert zugleich ist der Engel des Lebens. Aber gerade deshalb liegt alle Wonne, jeder Schmerz, jede Möglichkeit für uns nur darin, daß wir betend, ringend und befehlend immer wieder mit diesem Engel kämpfen und mit heißem Atem, unvertreibbar wie der kleine Felgentreu, stammeln: „Ich lasse dich nicht; du segnest mich denn“.

Das Wort, das Schaffner als Motto vor den Roman „Der Mensch Krone“ gesetzt hat, soll als Abschluß der Darstellung hier angefügt werden, weil es am schönsten zum Ausdruck bringt, daß in der Ehrfurcht vor dem Leben jedes intellektuelle und sittliche Reflektieren schweigen muß:

„Tritt nur her“, so heißt der Spruch,
„Daß man dir's künde!
Keine Tugend! keine Sünde!
Auch kein Rechnen des Verstands!
Jung und eifrig kommen sie gegangen.
Jede Hand greift nach dem Kranz.
Und schon ist der Tod empfangen.
Voll Verlangen
Treten neue in den Tanz.
Und so kommt das Bild zur Ründe.“

VI. J. Schaffner unter verwandten Dichtern der Zeit.

In sich geschlossen tritt uns hier noch einmal das Weltgefühl des Dichters entgegen. Wir haben es bisher ganz aus sich selbst zu entwickeln gesucht. Doch wird es für einen so umweltverbunden lebenden Menschen wie Jakob Schaffner fruchtbar sein, auch noch die Zeit, in der er lebt, heranzuziehen,

ihre Strömungen von der hier gegebenen Lebensdeutung aus zu verstehen. Nur so ist eine Einordung in die Zeit zu gewinnen. Der umgekehrte Weg ist uns durch die Vieldeutigkeit unserer gegenwärtigen geistigen Situation verbaut.

I.

Ein kurzer Blick muß freilich erst auf diese Vieldeutigkeit geworfen werden; es muß gefragt werden, was denn eigentlich in der Krise, von der wir so oft hören, steht; was der Grund der Dissonanzen ist, die uns überall entgegentreten. Offenbar ist es der Glaube an die deduzierende und setzende Kraft des menschlichen Geistes, der in die Krise geraten ist, dessen Zusammenbruch wir auf allen Gebieten erleben. Und damit wankt nun eigentlich das ganze, mühvoll aufgerichtete Gebäude der modernen Kultur, also: das Bürgertum, der Erbe der Revolution von 1789 — man denke an Thomas Mann. Der weltweite Kapitalismus — man denke etwa an die Zeitschrift „Die Tat". Die „Wissenschaft" — es braucht nur auf die überall auftretende Erörterung der Axiomatik hingewiesen zu werden. Auch die literarischen Schulen: Impressionismus, Expressionismus, neue Sachlichkeit, haben sich in rettungslose Unsicherheit verfahren. Schulen leben aus dem Verstand, und dieser ist zum Teil entthront. Hilflose Grüppchen von Literaturbeflissenen, die sich um irgendeinen Ismus scharen, sind dessen Zeuge. Schaffner läßt sich einmal spöttisch aus über „diese Anarchisten und Sozialisten, Pazifisten und Tolstoianer, Individualisten und Frauenrechtler, Kommunisten und Monarchisten". „Welch ein unfruchtbarer Hexensabbath", ruft er aus, „welcher grandiose Verfall der Kulturgestalt! . . . Jener predigende russische Graf, der sich an Macht, Besitz, Genuß, Geschlecht und Bildung überfressen hatte, und darum der Welt Entsagung aufredete — . . . die Naturalisten, die der Form nicht mehr mächtig waren und es als neuen Stil ausschrien, von Chaos zu stottern — die Atheisten, die Kirchenläufer, die Idealisten, die Materialisten: War da nicht schließlich die Verweigerung die einzig würdige Haltung, die es noch gab in dem eitlen Jahrmarkt des Geistes?" (Gl. 247).

Doch geht der Dichter auch ernster auf den Glauben an den Geist, an die Freiheit des Menschen, ein. Der Roman „Das Wunderbare" ist diesem Problem gewidmet. Hier spricht Tribius einmal davon, daß es „eine umfassende Geisteinheit" geben müsse", „innerhalb deren sich jede Erlösung erübrigt". Der „Nihilist" Holsten weist solche Reden scharf zurück. „Was du da vorträgst", sagt er, „tönt nach liberalem Philisterium", nach „Rabindranath Tagore" (Wu. 99). Er weist ihn auf die Haltlosigkeit dieses Ansatzes hin. Doch ist es erst die ganze Abfolge der Erlebnisse, die Tribius zu einer reiferen An-

schauung führt, die ihn das Wunderbare erkennen läßt, das Irrationale, das über uns waltet.

Wir wollen uns mit diesen wenigen Beispielen begnügen. Jakob Schaffner nimmt jedenfalls eine Haltung ein, die im Zusammenhang mit den überlieferten Schulen nicht mehr zu verstehen ist. Wir finden darum auch, daß diejenigen, die mit den alten Begriffen an ihn und an ihm verwandte Dichter herangehen, in großer Verlegenheit sind. Als Beispiel seien einige Sätze von Pongs angeführt:[11]) „Von verschiedenster geistiger Herkunft", so schreibt er, „in ihren Strebungen vielstrahlig und vieldeutig, wird ihr Werk erst die Zukunft rechtfertigen: Burte, Blunck, Hans Franck, Griese, Kolbenheyer, Reinacher, Röttger u. a. Volksverwurzelt steht das traditionsgesicherte Schweizer Schrifttum fester in den Schwankungen der Zeit. Jakob Schaffners Werk mit seinen katholisch-protestantischen Problemen sei allein genannt". Die katholisch-protestantischen Probleme scheinen uns durchaus nicht so ausschlaggebend zu sein, wenn sie natürlich auch vorliegen, und unter dem Titel: „Schweizer Schrifttum" ist Schaffner sicher nicht zu begreifen. Auch die Behauptung, die öfter zu hören ist, daß Schaffner unter Ueberschlagung anderer Zeitbewegungen an Keller anknüpfe, hat ihren Grund in dem Versuch, irgendeine Einreihung zu vollziehen. Uns scheint es so, als ob im Gegensatz zu dem, was heute in der Krise steht, gerade unter den Dichtern, die oben als „vielstrahlig" bezeichnet sind, sich eine einheitliche Weltdeutung findet, die auch Schaffners Werk kennzeichnet. Auch Pongs hat dafür ein Empfinden gehabt; das zeigt die Zusammenstellung der Dichter, zu denen wir noch Ponten und Wiechert, Brust, Lübbe, Mechow zählen möchten. Auch Paul Ernst wird in den Zusammenhang hineingezogen werden müssen.

Eine einheitliche Haltung bekunden diese Dichter schon in der Stellung zur Kultur der Gegenwart, in der Deutung der Krise und damit in der Anklage dessen, was sie als schuldig am Zusammenbruch erkennen — soweit sie Stellung nehmen. Wir wollen auf die Dinge, die sie scharf ablehnen, hinweisen, um so vielleicht die neue Position schon zu erfassen.

Die Kritik, die Paul Ernst in seinem Buche: „Der Zusammenbruch des Idealismus" an der Gegenwart übt, scheint eine solche zu enthalten. Paul Ernst macht die Renaissance zum großen Teil für die Unnatur und Unechtheit der Gegenwartskultur verantwortlich. Sie hat zuerst der gewachsenen Kultur einen gelehrten, durch Studium gewonnenen Humanismus aufgepfropft. Sie hat die Kultur zur Angelegenheit der Geistigen gemacht. Echtes und organisch Gewachsenes ist damit verdrängt worden, und dieses gilt es wieder zu erstreben.

11) Korff-Linden, Aufriß der deutschen Literaturgeschichte, S. 196. (Pongs: Vom Naturalismus zur neuen Sachlichkeit).

Statt solch einer geschichtlichen Ueberlegung finden wir eine geographische, für die auch das Aufblühen einer östlich-nordischen Literatur kennzeichnend ist (Wiechert u. a.), bei Schaffner[15]) und bei Ponten.[16]) Schaffner hat diese Umorientirung schon 1917 gefordert. Er stellte in seinem Vortrage „Der große Austrag" den atlantischen Weltgeist dem kontinentalen Denken gegenüber. Das hat politische und weltanschauliche Folgerungen; die letzteren sollen uns beschäftigen.

II.

Offenbar stimmen beide Gedankenkreise, der geschichtliche und der geographische, darin überein, daß sie einmal aus Protest gegen Humanismus und französische Revolution, das andere Mal aus Kampf gegen den „westlichen Zivilsationsgenius" (s. S. 16) dasselbe betonen: Die Fundierung aller Seelenkräfte in den tieferen Schichten des Seienden. Die niedrigste Schicht des Wirklichen wird darum im Folgenden den gegebenen Ausgangspunkt für die Darstellung der Gesamtanschauung bilden.[17])

1. Als erstes wird uns also die Erde beschäftigen. Die Bedeutung, die sie für das dichterische Erleben besitzt, ist schon gestreift worden. Dem jungen Johannes Schattenhold wurde das Pflügen, das „Aufsteigen des Schoßdampfes", zum entscheidenden Erlebnis. Ernst Wiechert legt auf die Kräfte, die dem Menschen aus der Erde zufließen, noch größeren Wert. Das Handeln seiner Gestalten steht mit ihnen in fester Verbindung. Am nachdrücklichsten kommt das in seinem Roman „Die Magd des Jürgen Doskozil" zum Ausdruck. „Es war" Jürgen, so heißt es hier, „als tausche sich durch seine Hände das Blut der Erde mit dem seines Herzens und als verwandle auf diesem Wege der Tod sich in das Leben".[18]) Auch „Paracelsus", der Held des gleichnamigen Romans von Kolbenheyer, erlebt die Erde so. Als kraftspendend erscheinen ihm die Kräuter; die Gewalt der Erde in ihnen heilt seine Patienten. Da die Erde aber den Menschen kräftigt, bedingt sie ihn auch. Friedrich Griese sagt einmal, daß es gleich sei, ob man Volk sage oder Landschaft.[19]) In der Tat erklärt sich die große Wirkung seiner Romane aus der tiefen Einheit von Mensch und Landschaft, die ihm zu gestalten gelungen ist. Die Schwere weiter Landschaftslinien oder auch die auflösende Schwermut einer Moorgegend ist für seine Gestalten charakteristisch, wie

[15]) s. die Predigt der Marienburg.
[16]) s. Wolga, Wolga.
[17]) Wir befolgen damit einen wichtigen Grundsatz von E. R. Jaensch —. Im Uebrigen werden wir möglichst von J. Schaffner ausgehen und den einen oder anderen besonders charakteristischen Dichter an Stelle aller zur Verdeutlichung heranziehen.
[18]) Südd. Monatshefte Nov. 1931, S. 132.
[19]) Der Tag. 17. 12. 1931. F. Griese: „Der Bogen ins Unendliche."

für Hans Grimm die Kargheit der Sprache, die seine Menschen sprechen, und die Kargheit der Landschaft, der südafrikanischen Steppe, zusammengehören. Jakob Schaffner ist mehr gewandert, ihm ist die Landstraße Mutter gewesen; er ist unstäter und nicht so sehr an eine Stelle gebunden. Doch ist vielleicht gerade darin die Verbundenheit mit der Landschaft, die ihn sicher beherrscht, zu erkennen (S. 69).

Die Liebe zur Tierwelt zeigt sich jedenfalls in seinem Werk ganz deutlich. Wir werden sehen, daß es das Tierhafte selbst, das Erdgebundene, ist, was unsere Dichter anzieht. Eine Novelle Wiecherts,[20]) die ein Kriegspferd behandelt, zeigt in ganz besonderem Maße das Bestreben, dem wirklich Tierischen nahezukommen. Nicht nach Analogie des menschlichen Verstandes wird hier das Handeln des Tieres erläutert; vielmehr wird der eigentümliche Charakter dessen, was mit Instinkt vielleicht nicht ganz unrichtig bezeichnet wird, zu deuten versucht. Der Mensch schiebt nicht mehr mit diesem Begriff das eigentlich Tierhafte beiseite; er erlebt diesen Begriff, weil er selbst nicht mehr so stark an das rein Verstandesmäßige glaubt, weil er für das eigentümlich Triebhafte in seinem eigenen Denken Verständnis zu erhalten versucht.

Der Held des Romans „Der Winter" von Griese wächst unter Tieren auf, trinkt Milch von einer Kuh, die ihm irgendwie mütterlich zugetan ist. Er braucht später nicht den Verstand, um die Natur zu erkennen, ihre bösen und guten Absichten, Gewitter und Dürre. Er weiß all das, ohne eine Regel dafür angeben zu können. Auf die eigentümliche Verwandtschaft von Mensch und Wolf, die in einer Novelle Wiecherts dargestellt wird,[21]) sei nur hingewiesen. Der Mensch, der das Tierische als starke Kraft in sich empfindet, ist tatsächlich eine unter unsern Dichtern allgemeine Erscheinung. Auch der Paracelsus Kolbenheyers hat etwas davon und „Die Stumme" in Axel Lübbes Roman „Gottes Geheimnis über meiner Hütte" vermag mit den Menschen zu sprechen, ohne Worte zu haben.

Am stärksten wird aber der Eindruck eines Denkens, das ganz vom Leibe bestimmt ist, bei Friedrich Griese. Das plötzliche Gefühl der Schwere des Leibes, das Handeln aus dieser Schwere heraus oder aus einem plötzlichen geheimen Rhythmus, der aus Landschaft oder Meer in den Leib übergeht, erleben wir bei ihm immer wieder. Nur beim Mecklenburger kann dieses Gefühl so mächtig werden, doch ist auch bei Schaffner die Körperlichkeit des handelnden Menschen nicht von seinem Urteil, nicht von seinem Tun zu trennen. Felgentreus breite Kraft, Kuno Wudrichs schmale Gestalt, — zu ihrem Han-

---

[20]) Der Tag 22. 10. 1931. Ernst Wiechert „Freya" (aus dem Buche: „Tiere im Weltkrieg", Berlin 1931).
[21]) Der silberne Wagen, S. 207.

deln gehören sie hinzu. Daß Schaffner das Tier nicht unter menschlichen Gesichtspunkten betrachtet, daß er vom Tier ausgeht, um es zu erfassen, wird ganz deutlich an dem Kater, der dem jungen Schattenhold zum Spielkameraden wird. Auch das Wort vom Pferdedampf (s. S. 21), der in seiner Dumpfheit das dunkle Denken, die eigentümliche Tierhaftigkeit trägt, wäre hier zu erwähnen. Jedenfalls läßt er das Tier in seinem Recht auf Individualität neben sich bestehen.

Ihm sind die Tiere nicht „Leibeigene unserer Sentimentalität", wie sicher für manchen der modernen Menschen, die „Schoßhunde" und „Lieblingskatzen"[22]) halten, die entzückt sind, wenn sie in ihnen „Treue", „Ehrgeiz" oder sonst etwas rührend Menschliches entdecken. Unsere Dichter bekämpfen diese Art der Tierliebe, gerade weil ihnen das Tier mehr bedeutet, weil sie Kräfte in ihm spüren, die uns teilweise über sind, die wir verloren haben, als der „Geist in uns fuhr"[23]), und die sie im Anteil an ihnen wieder als eigene Kraft erleben möchten.

2. Dementsprechend ist nun aber auch die Landschaft nicht schon um ihrer Schönheit oder Lieblichkeit willen wichtig. Sie ist wie die Erde etwas Lebendiges, das den Menschen formt. Raum und Zeit werden heute wieder lebendige Begriffe, Grundbedingungen unseres Daseins, denen wir ausgeliefert sind. In ihnen lebt die Dynamik, die unser Leben je und je bestimmt.

Wir sprachen schon von der formenden Kraft der Landschaft, von der Gleichung Landschaft — Volk bei Friedrich Griese. Wir erwähnten, daß bei ihm unter anderem die Bewegung des Meeres[24]) als Handlung schaffende Kraft in seinen Gestalten sich auswirkt. Wir brauchen nur noch an die schwere Bewegtheit weiter Landschaftslinien im Roman „Der Winter" und auf der anderen Seite an die gespenstische Aufgelöstheit der Konturen in seinem Roman „Alte Glocken", der im Moore spielt, zu denken, und wir haben von dieser Formkraft einen lebendigen Begriff. Etwas gelöster und doch wieder mystischer erlebt Wiechert die Landschaft. Er führt noch stärker das Gespenstige, das schwermütige Schwingen schwarzer Schatten, die den Menschen bedrohen, in seine Darstellung ein.

Das finden wir nun freilich auch bei Griese, bei Blunck, eigentlich bei allen unseren Dichtern. Sie sind nach einer Zeit der Selbstherrlichkeit des Menschen wieder zum Verständnis der ihnen übergeordneten Mächte gekommen. Sie können wieder vom Mythischen, Mystischen, Geheimnisvollen berichten. Sie wissen, daß es Kräfte gibt, die wir nicht ohne weiteres

---

[22]) E. G. Kolbenheyer, Das Lächeln der Penaten ,S. 269.
[23]) Der zentrale Gedanke des Buches: „Gewalt über das Feuer" von H. Fr. Blunck.
[24]) Vor allem im Roman: „Der Herzog."

analysieren können, die uns aber beherrschen. Die unheimliche Gestalt der „Stummen" in Axel Lübbes Roman „Gottes Geheimnis über meiner Hütte", die alles versteht, ohne recht hören zu können, ist Zeuge für dies eigentümlich ostpreußische Erlebnis der irrationalen Mächte.

Es ist also kein Zufall, daß bei Wilhelm von Scholz, der das Uebersinnliche immer betont, auch der Raum eine so ausschlaggebende Bedeutung hat; denn „Raum", so wie ihn unsere Dichter verstehen, das ist ja nicht jenes Ruhende, dem wir gegenübertreten, das wir betrachten können; Raum ist etwas Bewegtes, ist das, was erscheint, wenn eine Kerze in der Dunkelheit aufleuchtet, wenn etwas entsteht, das keine Grenzen hat, oder doch nur solche, die nicht zu bestimmen sind, die hin und her schwingen und flackern. Raum besitzt Dynamik, ist bewegt von einer Kraft, die uns nicht erkennbar ist, die uns aber bewegt. Man lese Schaffners Gedicht: „Fels und Wolke" (S. 56), erlebe jenes „Holdere und Wildere", das im Raum lebend doch hinter dem Raum seinen Grund hat, um zu begreifen, daß es das Erlebnis einer göttlichen Macht ist, die hier ergriffen wird. Man spürt dann, daß das Gespenstige, ob es nun als wirklich oder unwirklich vom Dichter gedacht ist, doch jedenfalls eine Realität besitzt, da eine in dieses Leben hineinschlagende Macht in ihm deutlich wird.

Von hier aus läßt sich vielleicht auch das Neuauftauchen des „Aberglaubens" in unserem Volke, der Astronomie und anderer Dinge, wie etwa das Laufen zum Kurpfuscher verstehen.[25]) Eine allgemeine Bewegung der Zeit scheint hier ihren vorerst noch unsicheren Anfang zu nehmen. Jedenfalls ist das Verständnis für das Dynamische auf den verschiedensten Wissenschaftsgebieten auch ein Zeichen für dieses neue Lebensgefühl, wenn es sich hier auch wesentlich in der Auffassung der Zeit auswirkt. Vor allem für die moderne Philosophie und Theologie ist diese Bevorzugung des dynamischen Zeitbegriffs kennzeichnend.

Den „Raum" dagegen lehnen diese Wissenschaftler ab; sie haben ihn von ihren Lehrern als einen statischen empfangen. Genau so geht es den Dichtern mit der Zeit. Beide verabsolutieren den Begriff, der ihnen die Erkenntnis der Dynamik vermittelt. Es sieht infolgedessen so aus, als ob den einen der Raum, den anderen die Zeit bedeutsam wäre, während doch beiden Bestrebungen ein Gemeinsames zu Grunde liegt: die Erkenntnis einer Dynamik, der sie verbunden sind, von der sie sich abhängig fühlen.

---

[25]) Wenn freilich darin auch meist nur die „Krise" unseres ererbten Glaubens an die „Wissenschaft" zum Ausdruck kommt. Die „biologisch-dynamische Landwirtschaftslehre", die heute viel von sich reden macht, muß aber sicher in unserem Sinne gedeutet werden.

Nicht also die Bevorzugung des Raumes oder der Zeit vom Dichter oder Wissenschaftler muß uns wesentlich sein; denn diese erklärt sich aus dem Gegenstand, dem jeder seine Aufmerksamkeit zuzuwenden hat. Es ist vielmehr der Wille kennzeichnend, beide nicht mehr als abstrakte Begriffe zu verstehen, sie zum Menschen selbst in Beziehung zu setzen, sie als etwas Ausgefülltes anzusehen und die Kraft in ihnen zu spüren. Zeugen dafür kann der Versuch eines Dichters, auch dem Lebendigen in der Zeit nahezukommen, die durch eine Generation hindurchgehenden Kräfte in ihrer Wandlung zu begreifen und damit zugleich die Geschichte eines Volkes zu geben. Joseph Ponten läßt sein Werk „Volk auf dem Wege, Roman der deutschen Unruhe" gleichzeitig in mehreren Jahrhunderten spielen. Er stellt die Wandlung einer ursprünglichen Willensrichtung dar, wenn er vom letzten Sproß des behandelten Geschlechtes ausführt, daß er „tief und beglückt" fühlte, „daß alle weltliche Tätigkeit und Abenteurerlust seiner Vorderen sich bei ihm in eine Bereitschaft für das innerliche Erleben, für das geistige Abenteuer, umgewandelt hatte".[26]) „Er war der erste Geistige in der Reihe der Blutvermächtnisse seines Geschlechtes und Platz und Beruf war ihm damit angewiesen."[27])

Für unsere Dichter kann also auch die Zeit ein lebendiger Begriff werden. Wir glauben, daß es auch für Schaffner, gerade wegen seiner ablehnenden Haltung gegenüber einem abstrakten Zeitbegriff, ein Zeiterlebnis gibt.

Sein Raumerlebnis stellen etwa folgende Verse dar:

„So hold und wild ruht diese Welt
Im Schoße eines Holdern und noch Wildern."
(S. 56).

Doch gehört gerade zu diesen Worten das Zeiterlebnis, das sich in den folgenden Strophen ausspricht, hinzu:

„Heimat zieht uns nicht hinan,
Ueberall ist Seelenlandschaft,
Und in mächtiger Verwandtschaft
Gleichen wir dem All uns an." (S. 18).

Und fast eschatologische Klänge können wir vernehmen, wenn wir lesen:

„Des Zwiegeschlechts getrennte Zelle —
Nicht ewig soll dies Leiden währen!
Es soll sich durch Gewitterhelle
Beglückte Einheit ausgebären!

---

[26]) Wolga, Wolga (1. Bd. der Trilogie: Volk auf dem Wege) S. 319.

[27]) Wolga, Wolga S. 320.

Aus dem erstarrten Sonnenbogen
Wird eine dritte Mondzeit rinnen,
Und tiefsterneutes Waldeswogen
Rauscht die zerfahrene Welt nach innen."
(S. 13).

3. In der Einheit von Raum und Zeit, von Geschichtlichem und Geographischem, lebt das Einheitliche, uns Bedingende, aus dem heraus wir uns erst verstehen können, als aus einem „Holderen und Wilderen", das unseren Platz in der Welt bestimmt, das unserem Denken und Handeln zu Grunde liegt.

Jetzt ist also die Möglichkeit gegeben, den Gegensatz zu dem, was in der „Krise" lebt, scharf herauszustellen. Es ist für unsere Dichter „metaphysisch orientiert... das Individuum" nichts anderes als der „Funktionsexponent des lebendigen Plasma".[28]) Nur in der Verbindung mit dem Ganzen hat jedes Für-sich-sein einen Sinn, nur als Ausdruck des Ganzen gewinnt der Einzelne seine Freiheit. In dieser Anschauung ist die eigentümliche Verbindung von Freiheit und Unfreiheit, wie wir sie bei Jakob Schaffner finden (s. S. 23) begründet. Gleichzeitig ist damit ausgesprochen, daß der Einzelne nicht über das Ganze verfügt, daß er nicht im Besitz jenes „objektiven Geistes" ist, der nur entwickelt und geklärt werden braucht, um das Ganze zu ergründen. Nein, das Ganze wirkt je und je in dem Menschen, bleibt also immer etwas, was weit über seinen Gesichtskreis hinausgeht.

Der entscheidende Gegensatz dieses Denkens zu dem des „objektiven Geistes" ist von Kolbenheyer auf eine scharfe Formel gebracht worden, die darum hierher gesetzt werden soll. Er sagt: „Das Bewußtsein, eine orientierende Begleiterscheinung einer überindividuellen biologischen Funktion und als solches der eingeordnete Teil eines metaphysischen Erlebnisses und demgegenüber die Grundthese des Idealismus, daß in dem Bewußtseinserlebnis die letzte, unbedingte und unerschütterliche Wirklichkeit den Menschen rufe — es dürfte kaum eine größere Gegensätzlichkeit dargestellt werden."[29])

In der Tat ist in unserer Zeit jener philosophische Hochmut der Ablehnung verfallen. Die demütige Unterordnung des Menschen unter das Ganze ist wieder tiefes Bedürfnis geworden.

[28]) E. G. Kolbenheyer: Die Bauhütte, S. 355.

[29]) E. G. Kolbenheyer: Die Bauhütte, S. 312. — Der Gegensatz ist vielleicht unerkannt, unformuliert auch der von Erasmus und Paracelsus. Man sollte sich also nicht wundern, daß Kolbenheyer geschichtliche Romane schreibt. Die Lage am Anfang und Ende des Humanismus, wenn man davon schon reden darf, ist in etwa dieselbe. Heute wiederholt sich der Kampf des Denkens, das sich selbst als einen Extrakt des Ganzen begreift, mit der weltumspannenden Geistigkeit des Europäers Erasmus.

Aber diese ist nun praktisch nicht so leicht zu vollziehen. Denn als System, überhaupt als etwas objektiv Faßbares, können wir das uns alle Verbindende nicht ergreifen.

Die theoretischen Aeußerungen unserer Dichter sind ein Zeugnis dafür. Paul Ernst legt sein Buch „Der Weg zur Form“ und seine Darstellung des „Zusammenbruchs des Idealismus“ nicht in einem geschlossenen Aufbau vor, der in einer bestimmten Gedankenfolge Ursache und Wirkung herausstellte; er geht von Einzelerzählungen, Zeitungsnotizen aus, um so immer die Beziehung zum Ganzen zu besitzen; etwas Geschlossenes könnte es nur verfälschen. Paul Ernst ist von Anfang an diesen Weg gegangen. Er hat etwa von der notwendigen Form des Dramas aus die Notwendigkeit einer allgemeinen Verbindlichkeit des Sittlichen gefordert, nicht um des Dramas willen, wie ihm vorgeworfen worden ist, sondern aus dem Glauben, daß im Drama das Leben auf seinen Ausdruck gelangt, daß hier seine Wahrheit sich ausspricht.

In jedem Kunstwerk, in jedem einheitlichen Werk des Dichters, soll sich also das Ganze neu enthüllen. Dann aber ist kein System möglich. Die Anlage der denkerischen Werke Paul Ernsts ist also kein Zufall. Auch die Tatsache ,daß Kolbenheyer in seiner „Bauhütte“ Bausteine zu einer Metaphysik geben will, daß er nichts Geschlossenes bringt, muß uns als charakteristisch gelten. Es kommt hier eine Anschauung zum Ausdruck, die nicht mehr ein geschlossenes Begriffssystem über das Ganze ausbreitet, um es von hier aus zu begreifen, sondern sich vom Ganzen bestimmen läßt.

An der Sprache läßt sich das noch deutlicher zeigen. Sie ist ja heute überall zum Problem geworden. Es ist erkannt worden, daß das Wort nicht einen bestimmten Begriff fest umschließt, sondern daß es eine Andeutung ist, die auf einen Inhalt, den das Wirkliche enthält, hinweist, auf einen Inhalt, den der angesprochene Mensch schon kennt, der aber erst durch verschiedene Anreize, durch verschiedene Worte, aus dem Unbewußten heraufsteigt. Das Fehlen einer ganz eindeutigen Begriffsbildung, das vielfach der „jungen Generation“ vorgeworfen wird, ist also kein Zufall, ist notwendig und muß als Notwendigkeit erkannt werden, wenn nicht eine Verfälschung ihres eigenen Wesens eintreten soll.

Wir erkennen: eine klare, äußerlich erkennbare Scheidung von Freiheit und Unfreiheit, vom Ganzen und von dem, was dem Ganzen je und je neuen Ausdruck gibt, dem Individuum, ist nicht möglich. Unsere Dichter müssen ebenso sehr die Verbindlichkeit gleichen Denkens und Handelns fordern, wie sie die Norm ablehnen müssen. Das ist aber ein Problem, das durch das gestalterische Leben übergreifender Ganzheiten immer wieder gelöst wird.

Jedenfalls ist es aber nicht so, daß das Ganze die Freiheit völlig unterbindet. Die Entsagung ist unter allen Umständen die Verweigerung des Menschen, Ausdruck zu sein, also Sünde. Friedrich Griese behandelt in seinem Roman „Der Winter" das Problem, das auch Hebbel in „Gyges und sein Ring" zur Darstellung bringt, aber in völlig entgegengesetztem Sinne. Hans Grimm wettert gegen die Askesprediger unserer Zeit,[30]) und Paul Ernst macht die Entsagung für die Isolierung der klassischen Dichtung verantwortlich. Die reine Geisteskultur neigt eben immer dazu, Natur- und Sittengesetz gegeneinander zu setzen, anstatt auf die Antriebe, die dem Menschen aus der Wirklichkeit zufließen, zu achten.

Die triebkräftige Grundlage des Denkens und Handelns in der eigenen Wirklichkeit des Menschen wird aber von unseren Dichtern immer wieder betont. Ponten schreibt: „Das Unbewußte ist unser eigentliches Wissen; wir lassen uns völlig von dem überzeugen, was wir, ohne es zu erkennen, schon geglaubt haben und zu dem bestimmen, wozu wir die dunkle Erinnerung in uns spüren."[31]) Freilich übergeben wir uns dem Unbewußten nicht völlig; immer ist etwas Bewußtes da, das eine Spaltung bringt, das das Ich vom Willen des Ganzen löst.

Die ursprüngliche Einheit, Atlantis, wie Schaffner sagt, die Urheimat, ist uns verloren gegangen, als der „Geist in uns fuhr", als wir „Gewalt über das Feuer" erhielten (H. F. Blunck). Als wir „vom Baum der Erkenntnis aßen" (Heinrich v. Kleist)[32]), als die „Einzelzelle" selbst etwas sein wollte, konnten wir den „ganzen Organismus" nicht mehr „erleben" (Kolbenheyer)[33]). Nun lebt der Mensch in der ewigen Sehnsucht nach einer „Selbsthingabe, die den eigenen Wert im allgemeinen Menschentum"[34]) erleben möchte. Aber er kann diese Sehnsucht nicht verwirklichen, weil er sich nicht wirklich aufgeben kann. Die Menschen können die Gewißheit, „daß sie gegeneinander gut und edel sein können, ohne Furcht und ungescheut" nicht gewinnen und daher können sie nicht „wirklich gut" werden.[35])

Das große Problem des „Europäers", wie es bei allen unsern Dichtern erscheint, ist damit gestellt. In der Geschichte der Dichtung taucht es zuerst auf mit dem Zusammenbruch des klassischen Bildungsideals; es wird lebendig, als zum erstenmal eine Gestalt erscheint, die nicht entsagen kann, die das Ganze in

---

30) Zur Stellung Schaffners s. S. 62.
31) J. Ponten: Wolga, Wolga, S. 320.
32) „Ueber das Marionettentheater" (Ausg. v. E. Schmidt, Bd. 4, S. 133).
33) E. G. Kolbenheyer: Das Lächeln der Penaten, S. 268.
34) Kolbenheyer: Das Lächeln der Penaten, S. 303.
35) Kolbenheyer: Das Lächeln der Penaten, S. 271.

sich spüren möchte: Heinrich v. Kleist. Er hat eigentlich aus der kantischen Philosophie eine Folgerung gezogen, die heute erst in ihrer Konsequenz ganz ergriffen wird; er verzweifelte an der Erkenntnis und versuchte nun, sich auf das „Gefühl" zu stützen. Die Forderung der Sicherheit des Gefühls und der Tragik ihrer Unerfüllbarkeit ist der Gegenstand seiner „Penthesilea". Das Lebensgefühl, das sich in diesem Drama ausspricht, tritt uns auch heute wieder und wieder entgegen. Wir können es mit einem Worte Schaffners am besten wiedergeben. Er führt am Schlusse einiger biographischer Bemerkungen aus: „Aus dem Kontrapunkt mit allen seinen schmerzenden Dissonanzen gebiert sich uns die Harmonie zwischen dem Ich und dem Andern. Das Erlebnis des Einzelnen dabei ist die kurze, traurig schöne und kummervoll süße Melodie seines Ich." [36])

In diesem Kontrapunkt ist aber auch schon eine Art Lösung gegeben. Wir können sie am besten in Hans Francks Werk „Pentagramm der Liebe" verfolgen. In der ersten seiner hier gesammelten fünf Novellen läßt er die Liebe einer Javanerin über die einer am Wissen krankenden Europäerin siegen. Er glaubt, daß die bluthafte Hingabe allein wirklich rein ist; und er sucht sie darum selbst zu erreichen und mit dem Wissen zu verbinden. Er sagt einmal: „Wissend nicht wissen, wünschend nicht wünschen, begehrend nicht begehren, tuend nicht tun, lassend nicht lassen — so habe ich mir die Stunden der Liebe erträumt" (S. 253). Aber diese Gemeinsamkeit, die zwei Liebende in der völligen Einheit des Gefühls suchen, ist nicht ein für allemal zu erreichen. Zwar sucht sich der Held der dritten Novelle nicht mehr mit der völlig hingegebenen Liebe einer Indianerin zu begnügen; er weiß, daß er durch das Wissen hindurchgehen muß, aber er weiß auch, daß nur je und je die Einheit zu erreichen ist. Hans Franck glaubt zuversichtlich, daß die Menschen „immer wieder vom Schicksal hinausgerissen würden in das Gewoge des Irrens und der Schuld, des Zweifelns und des Zagens, des Widereinanderseins und des Nichtverstehens, des Schwachseins und der Müdigkeit, der Einsamkeit und der Oede — bis sie wieder von dem Gott der Liebe begnadet würden, ihren Fuß auf die Insel der sieben Seligkeiten zu setzen" (S. 164).

Die unseren Dichtern gemeinsame Hoffnung ist damit berührt. Wir müssen durch das Bewußtsein hindurchgehen, um die „Fähigkeit zur Selbsthingabe" wieder zu „erwerben", [37]) wir müssen weiter fahren auf unserer „Reise um die Welt" [38]), an deren Ziel wir zum zweiten Mal „vom Baume der Erkennt-

---

[36]) Jakob Schaffner: Der lachende Hauptmann. S. 72.

[37]) Kolbenheyer: Das Lächeln der Penaten, S. 304.

[38]) H. v. Kleist: „Ueber das Marionettentheater" (Ausg. v. E. Schmidt, Bd. 4, S. 141).

nis essen werden"[39]). Schon jetzt immer wieder durch Gnade mit einem Vorgefühl jener Einheit beglückt, streben wir in ewiger Sehnsucht jener zukünftigen Einheit zu. Eine Strophe Schaffners, die wir schon einmal zitiert haben, bringt diese Hoffnung zum Ausdruck:

„Heimat zieht uns nicht hinan,
Ueberall ist Seelenlandschaft,
Und in mächtiger Verwandtschaft
Gleichen wir dem All uns an." (G. 18).

III.

Von der Heimat, von ihrer eigenen Wirklichkeit gehen unsere Dichter also aus; ihr Ausdruck zu geben, ist ihnen gemeinsames Anliegen, das sie freilich in verschiedene Richtungen drängt. Denn jeder hat seinen persönlichen Weg zu gehen. Das geistige Gesicht der hier behandelten Dichter ist also durchaus verschieden. Die künstlerischen Mittel Grieses und Wiecherts sind andere. Auch die landschaftlichen Gegensätze sind stark. Der schwere Mecklenburger betont die Weite landschaftlicher Linien, Wiechert das Dunkel der Wälder, der schwarzen Erde. Aber auch die Ostpreußen unter sich unterscheiden sich noch. Und wiederum ist Kolbenheyer eine ganz eigenständige Persönlichkeit.

Diese Verschiedenheit könnte Erstaunen erwecken, wenn es sich hier um eine „Schule" handelte, wie wir sie jetzt in großer Zahl erlebt haben. Aber es handelt sich ja um den spontanen Ausdruck eines zunächst ganz persönlichen Wollens, das sich erst später vielleicht als gemeinsames erkennt. In diesem Sinne kann hier von einer weltanschaulichen Bewegung gesprochen werden, die sich freilich noch nicht rein ausdrückt. Alle werden noch irgendwie mit Vergangenem verbunden sein. Die Krise wird auch auf sie eingewirkt haben. Auch stehen Dichter scheinbar anderen Geistes mit einem Teil ihres Werkes den hier behandelten nahe. Wir denken z. B. an den Roman „Karl und Anna" von Leonhard Frank. Das Gebiet, das wir betraten, kann also noch nicht ganz überschaut und erfaßt werden. Doch glauben wir, daß nicht allein in der mangelnden Klärung die Verschiedenheit der Richtungen begründet ist.

Der eigentliche Grund ist vielmehr die Vielgestaltigkeit der Natur, der Wirklichkeit selbst, von der ausgegangen wird. Das Keltische und das Germanische, der Katholizismus und der Protestantismus, die verschiedene Herkunft des Vaters und der Mutter, dann die eigene, auf Herkunft nicht mehr zu gründende Eigenart des Dichters selbst, all das begründet, wie er selbst hier und da andeutet, die Vielgestaltigkeit des Dichters Jakob Schaffner. Sie begründet auch die Mannigfaltigkeit all der Dichter-

[39]) Ebenda.

charaktere, die hier behandelt wurden, die sich aber trotzdem wohl alle zu einem letztlich g e m e i n s a m e n Daseinsverständnis bekennen.

Alle leben in der Ueberzeugung, daß wir in einer ewigen Bewegung aus den tieferen zu den höheren Schichten leben und daß darin unsere Aufgabe liegt. Sie wissen, daß in dieser Bewegung nie die Verbindung mit den mächtigen, tieferen Schichten abreißen darf. Ihre Aufgabe sehen sie darin, aus der unbewußten Moral, wie sie etwa die Eskimos besitzen (E. G. Kolbenheyer: Das Lächeln der Penaten, S. 265), die bewußte zu gestalten, ohne die Einheit völlig zu verlieren, ohne sich abzuspalten und in verlogener Empfindelei, in heuchlerischem Stolz auf ihr Europäertum aufzugehen. Sinnlichkeit und Sittlichkeit haben, wie Schaffner sagt, dieselbe Wurzel. So haben wir sie auch beide in unser geistiges Leben hinüberzunehmen. Denn auch in diesem gibt es nichts, was von uns zu erzeugen wäre, hier gibt es nur zu gestalten.

Die verschiedenen Schichten des Wirklichen sind in ihrer ewigen Bewegung, wie sie sich in steter Wiederholung in uns vollzieht, von Jakob Schaffner einmal in jenem kurzen Spruch dargestellt worden, der alles hier Gesagte noch einmal zusammenfaßt und der mit seinen letzten Worten aufruft zu jener tätigen Mitarbeit, die unsere Dichter fordern. Er lautet: (s. auch S. 18).

> **„Gestalt und Freiheit sind die Geschöpfe der Vernunft. Die Vernunft ist ein Geschöpf der Moral. Durch Moral wächst und besteht das W e l t w e s e n.**
> **Fruchtbarkeit ist Alles."**

Lebenslauf.

Ich, Heinrich Pälmer, Sohn des Rektors Heinrich Pälmer, preußischer Staatsangehörigkeit, evangelischen Bekenntnisses, bin geboren am 19. November 1906 zu Lippstadt in Westfalen. Hier besuchte ich Volksschule und Realgymnasium bis zu meinem Abiturientenexamen, Ostern 1927. Ich studierte Germanistik und Religionswissenschaft, und zwar in Marburg: vom Sommersemester 1927 bis zum Sommersemester 1928 und vom Wintersemester 1929/30 bis zum Sommersemester 1932; in Heidelberg vom Wintersemester 1928/29 bis zum Sommersemester 1929.

Meine akademischen Lehrer waren in Heidelberg: Dibelius, Panzer, v. Schubert; in Marburg: Bultmann, Elster, Fascher, Frick, Hermelink, Jaensch, Maync, Otto, v. Soden, Wagner. Herrn Professor Maync bin ich für freundlichen Rat bei Abfassung dieser Arbeit verpflichtet.

Die Doktorprüfung legte ich am 3. August 1932 ab. Zurzeit bin ich Stud.-Referendar an der Helmholtz-Oberrealschule in Bielefeld.